1.20 DM / Band 59

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Abgeschlossener Roman

Fr 1,50



Der Dämon aus der Tiefe

Professor Zamorra Nr. 59

von A.F. Morland

erschienen am 21.09.1976

Der Dämon aus der Tiefe

Man sagte ihm nach, er wäre der grausamste Henker gewesen, der jemals in London sein tödliches Handwerk im Namen der Krone ausgeübt hatte. Bei ihm gab es keine glatten Hinrichtungen. Die Delinquenten, die ihm zugeführt wurden, hatten furchtbare Schrecken und schlimme Qualen durchzustehen, ehe sie ein gnädiger Tod erlöste.

1848 legte der Henker von London sein blutiges Amt nieder. Er ging nach Neuseeland, kaufte sich am Stadtrand von Auckland ein Haus und begann dort, Legionen von Büchern über Okkultismus und Schwarze Magie zu studieren. Er wollte unsterblich werden, und er war auf dem besten Wege, dieses Ziel zu erreichen.

Es gelang Elias Keene, in einer unheilvollen Nacht, das steinerne Ebenbild des Dämonengottes Sarra zum schrecklichen Leben zu erwecken. Jahr um Jahr verschwanden spurlos junge Menschen.

Niemand ahnte, dass der grausame Henker diese Menschen seinem steinernen Götzen opferte. Und selbst heute, nach mehr als hundert Jahren, hatte sich daran noch nichts geändert…

Die Kneipe war gerammelt voll. Aus den Lautsprechern der Musikbox jaulten die vier dünnen – von einem australischen Tontechniker künstlich verstärkten – Stimmen einer Spitzengruppe aus Melbourne. Es war ein heißer Abend. Die Männer von Auckland beschlossen einen arbeitsreichen Tag mit einem kräftigen, wohlverdienten Schluck.

An einem der Tische saßen Phil Casa und Mick Kovacs. Zwei gleichaltrige Jungen, die noch auf die Reifeprüfung hinarbeiteten.

Sie waren beide knapp über siebzehn, fühlten sich aber älter und meinten, in punkto Schnapstrinken mit den Erwachsenen Schritt halten zu können.

Casa wollte Hoch- und Tiefbauingenieur werden. Kovacs konnte sich jetzt noch nicht für eine bestimmte Studienrichtung entschließen. Vielleicht ging er gar nicht an die Uni, sondern trat in die Dienste einer der zahlreichen Banken von Auckland. Er wusste es noch nicht.

Casa hatte alle Nachteile auf sich vereinigt, die es für einen Jungen seines Alters nur geben konnte. Er war mager, nur mittelgroß, er war geizig, hatte eine dickglasige Brille auf der Nase, vorstehende Schneidezähne, abstehende Ohren und zu allem Überfluss auch noch rotes Haar, zu dem natürlich auch Millionen von Sommersprossen gehörten, die sich über Gesicht und Körper verteilten. Es war verständlich, dass Casa aus Erzählungen, in denen er vorkam, immer mehr machte, als eigentlich der Wahrheit entsprach. Casa litt an schlimmen Minderwertigkeitskomplexen, die er dadurch zu verbergen versuchte, indem er sich zumeist als einen mutigen, unerschrockenen Kerl zeichnete – was ihm jedoch kaum mal einer glaubte, es sei denn, der Zuhörer kannte ihn nicht.

Mick Kovacs war dunkelhaarig, hatte mit vierzehn sein erstes Erlebnis mit einem Mädchen gehabt – während Casa immer noch darauf wartete –, war groß, kräftig, aber im Grunde ebenso feige wie sein rothaariger Freund.

Sie bestellten den x-ten Whisky. Der Wirt, ein schwerer Brocken mit dickem Kinn, kam an ihren Tisch und schaute ihnen in die glasigen Augen.

»Ihr zwei kriegt nichts mehr!«, stellte er kategorisch fest.

»Wieso nicht?«, fragte Kovacs ärgerlich. »Wir können bezahlen!«

Der Wirt grinste. »Das will ich dir gern glauben. Ihr könnt den Whisky zwar bezahlen, aber ihr könnt ihn nicht mehr vertragen!«

»Woher wollen Sie denn das wissen? He?«

»Ich brauche mir nur eure Augen anzugucken. Die verraten mir alles. Wisst ihr, was in euren Pupillen steht? – *›Kein Whisky mehr!‹* steht da. Und daran halte ich mich.«

Kovacs ballte grimmig die Fäuste. »Aha. So ist das also. Hier wird mit zweierlei Maß gemessen. Die einen können Whisky saufen, soviel sie wollen – selbst wenn sie hinterher unterm Tisch landen! Die anderen

werden bevormundet wie entmündigte Idioten.«

Der Wirt schüttelte unwillig den Kopf. »Gib's auf, Junge. Ihr kriegt nichts mehr. Und damit basta.«

»Dann gehen wir eben woanders hin!«

»Tut das.«

»Irgendwo kriegen wir bestimmt noch was.«

»Schon möglich. Und der Wirt, der euch noch was verkauft, kriegt dann Ärger mit euren Eltern. Nichts für mich. Ich kann Ärger nicht gebrauchen.«

Kovacs schielte über den Tisch. »Was ist, Phil. Haben wir hier noch was zu suchen?«

»Nee«, sagte Casa.

»Dann ab mit uns. In dieser Bumse stinkt es ohnedies so penetrant, dass ich's kaum noch aushalten kann.«

»He! He! He!«, begehrte der Wirt auf. »Nun werd mal nicht unverschämt, mein Bürschchen, sonst hole ich nach, was dein Vater anscheinend versäumt hat!«

Kovacs erhob sich. Er war so groß wie der Wirt. Seine glasigen Augen verengten sich. Er schwankte vor und zurück.

»Soll das etwa heißen, dass du mich verdreschen möchtest, du hohler, aufgeblasener Knochen?«

Da schoss die Rechte des Wirts vor. Seine fleischigen Finger krallten sich in das Hemd des Jungen.

»Vorsicht, Bürschchen«, knurrte der Dicke. »Nur nicht beleidigend werden, sonst verwandle ich dich in eine Frikadelle, verstanden? Und jetzt ohne Tritt Marsch! Raus, raus! Und lasst euch hier nicht so bald wieder blicken. Kommt wieder, wenn ihr trocken hinter den Ohren seid. Dann werden wir Versöhnung feiern!«

Kovacs bekam einen Stoß vom Wirt. Er taumelte zurück, brauchte drei Schritte, um sich zu fangen.

»So darf man mit mir nicht umspringen!«, fauchte der Junge.

»Hör mal, es reicht!«, sagte der Wirt ungehalten. »Mit meiner Geduld ist es jetzt zu Ende. Entweder du klemmst dir deinen Freund unter den Arm und verziehst dich, oder du kriegst tatsächlich noch Dresche!«

Phil Casa erhob sich nervös. Er stützte sich unsicher mit den Händen auf den Tisch. Seine Augen öffneten und schlossen sich immer wieder hinter dem dicken Glas seiner Brille. Er versuchte, furchterregend drein zu sehen, schob deshalb seinen Unterkiefer vor und schnaufte: »Sie kaufen wir uns noch mal, Mann. Verlassen Sie sich drauf! Komm jetzt, Mick. Gehen wir!«

Als Kovacs nicht sofort losmarschierte, zupfte Phil den Freund nervös am Ärmel.

»Los, mach schon!«, drängte er Mick. Sie verließen die Kneipe.

Vom nahen Meer wehte ihnen eine kühle Brise ins erhitzte, vom

Alkohol gerötete Gesicht. Sie legten einander die Arme um den Nacken und torkelten grölend die Straße entlang. Als sie von der Kneipe weit genug weg waren, kicherte Casa. Kovacs blieb stehen.

»Was ist? Warum kicherst du so dämlich, hm?«

»Hab' ich's dem nicht ganz schön hineingesagt, Mick? Sag selbst! Hab' ich dem Fettwanst nicht gehörig die Leviten gelesen?«

Kovacs schaute den Freund verwundert an. »Ich hab' überhaupt nicht gemerkt, dass du das Maul aufgemacht hast.«

»Entschuldige mal, Mick, ich hab' doch den Alten heruntergeputzt, dass es ihm die Rede verschlug!«

Kovacs verzog das Gesicht, als hätte er Essig getrunken. »Nun komm mir bloß nicht wieder mit deiner verdammten Prahlerei, Phil. Du bist 'n feiner Kerl, und ich mag dich. Aber ich kann dich nicht ausstehen, wenn du so unverschämt lügst.«

»Hör mal, Mick, ich…«

»Verdammt, ich war doch dabei!«, sagte Kovacs ärgerlich. »Was soll denn das? Ich hab' alles gehört, was du gesagt hast. Zwei Sätze hast du von dir gegeben. Das war alles. Von herunterputzen kann überhaupt keine Rede sein. Was soll denn das, Phil? Für wie blöde hältst du mich eigentlich, he?«

»Ich hätte ihm noch eine ganze Menge an den Kopf geworfen, wenn du nicht so schnell abgehauen wärst«, sagte Casa. Dazu nickte er bestätigend.

»Ich hör' wohl nicht richtig. Mann, du verdrehst doch wirklich alles. Wer hat mich denn so nervös am Ärmel gezupft? Wer hat gesagt: *Komm jetzt, Mick! Gehen wir!* Hab' ich das gesagt? Ich zu mir selbst? Hältst du mich für meschugge?«

Der schmale Junge stemmte erregt die Fäuste in die Seite. »Du bezweifelst also allen Ernstes, dass ich mit dem Wirt Schlitten gefahren wäre!«

»Allerdings, Phil«, sagte Kovacs ärgerlich. »Das bezweifle ich! Hör mal, ich kenne dich doch. So tapfer bist du nicht. Vielleicht nimmt dir das jemand anders ab. Ich kann darüber nur lachen. Immerhin kenne ich dich nun schon einige Jahre. Mit übergroßem Mut und bewundernswerter Tapferkeit hast du noch nie geglänzt!«

Das traf Casa tiefer als Kovacs es wollte. Ein Ruck ging durch Casas Körper. Er presste die Lippen zusammen.

»Wetten, dass ich mehr Mut habe als du?«

»Hast du nicht! Nie im Leben!«, rief Kovacs lachend aus.

»Soll ich dich vom Gegenteil überzeugen, Mick?«

»Ich bitte darum, Muttersöhnchen!«

Dieser Dorn saß schmerzhaft in Casas Fleisch. Vorhin wäre vielleicht noch ein Rückzieher möglich gewesen. Jetzt nicht mehr. Der rothaarige Junge nickte beleidigt.

»Okay, Mick. Ich werde dir also beweisen, dass ich mehr Mut habe als du! Und du wirst mich hinterher um Verzeihung bitten, ist das klar?«

Kovacs grinste. »Mit dem größten Vergnügen!«, sagte er und verneigte sich spöttisch. Er war sicher, sich nicht entschuldigen zu müssen. »Also«, sagte er abwartend. »An was für eine Mutprobe hast du gedacht?«

»Wir betreten beide das Haus des Henkers!«, sagte Casa mit blassen Wangen. »Man sagt, dass es dort drinnen spukt. Wer als erster mit voller Hose aus dem Haus stürmt, ist der Feigling. Alles klar?«

Kovacs schluckte. Das Haus des Henkers. Er kannte die vielen Geschichten, die man sich von diesem Spukgebäude erzählte. Die Sache war ihm nicht geheuer. Sollten sie das Spiel wirklich so weit treiben?

»Nun?«, fragte Casa ernst. »Wie darf ich dein Zögern auffassen? Kneifst du jetzt schon?«

Kovacs schüttelte hastig den Kopf. »Wo denkst du hin? Ich kneife nicht! Meinetwegen. Wenn du meinst, es genügt, ein altes, verfallenes, leerstehendes Haus zu betreten, um Mut und Tapferkeit zu beweisen, dann machen wir's eben.«

Casa nickte. »Gut. Also los. Gehen wir.«

Sie gingen. Aber sie waren alle beide nicht glücklich über den Entschluss, den sie gefasst hatten…

***

Professor Zamorra legte sein silbernes Amulett in die lederne Schatulle. Wieder einmal hatte ihm dieser geheimnisvolle Talisman wertvolle Dienste geleistet. Versonnen betrachtete Zamorra den Drudenfuß, der von einem Ring mit Tierkreiszeichen umschlossen wurde.

Ein zweiter Ring zeigte seltsame Hieroglyphen. Mit Hilfe einer dünnen silbernen Kette war der kostbare Talisman von seinem Besitzer um den Hals zu tragen.

Zamorra klappte den Schatullendeckel zu.

Er war beim Packen. Es hatte anstrengende und erholsame Wochen auf Tonga gegeben. Nun war es Zeit für den Professor, dieses Paradies in der Südsee wieder zu verlassen. Niemand kann unbegrenzt Ferien machen. Einmal ist Schluss damit.

Der Parapsychologe erinnerte sich an die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. Ein schrecklicher Dämon namens Vihambata hatte auf Tonga sein Unwesen getrieben. Zamorra hatte ihn in einem geradezu klassischen Showdown vernichtet. Die Eingeborenen verehrten den Professor seither wie einen Heiligen.

Die Koffer standen zum Abtransport bereit. Zamorra schaute sich

noch einmal im Zimmer um. Dann begab er sich in die Bar des Dateline-Hotels. Seine reizende Assistentin Nicole Duval erwartete ihn da bereits bei einem Long Drink. Er setzte sich zu ihr an den Tisch.

Sie duftete nach Apfelblüten. Ihr Haar war hochgesteckt und gab einen schlanken Nacken frei. Im dezenten Ausschnitt des blutroten Kleides war ein üppiger Busen zu bewundern. Nicoles dunkelbraune, hell gesprenkelte Augen blinzelten schelmisch.

»Na, Chef. Spürst du schon das Reisefieber?«

»Ich spüre gar nichts.«

»In meiner Brust leben zwei Seelen«, sagte Zamorras attraktive Sekretärin.

Der Professor bestellte sich ebenfalls einen Long Drink und bekam ihn umgehend. Nicole sprach weiter von den beiden Seelen: »Einerseits freue ich mich auf zu Hause. Anderseits scheide ich von hier mit einer gewissen Wehmut. Nirgendwo auf der großen weiten Welt hat es mir jemals so gut gefallen wie hier – abgesehen natürlich von der Zeit, in der wir mit Vihambata zu tun hatten.«

»Wir werden eines Tages hierher zurückkehren«, sagte Zamorra und nahm einen kräftigen Schluck von seinem Drink. Das erfrischte und belebte ihn.

»Ist das ein Versprechen, Chef?«, nagelte Nicole den Parapsychologen sofort schmunzelnd fest.

»Du kannst es als ein solches betrachten«, nickte Zamorra. Er schaute auf seine Armbanduhr. »Wo bleibt eigentlich Quentin? Er wollte uns doch noch auf Wiedersehen sagen.«

Quentin Paris arbeitete in der Wetterstation Tonga. Er hatte an Zamorras Seite das schreckliche Abenteuer der jüngsten Vergangenheit mitgemacht.

»Da ist er schon«, sagte Nicole. Sie saß mit dem Gesicht zur Tür in der Bar. Ein Mann war soeben eingetreten. Ein Meter achtzig groß, dünnes, fast durchsichtiges hellbraunes Haar, gutmütige Züge. Lächelnd erreichte er den Tisch, an dem Zamorra mit seiner Assistentin saß.

»Na, ihr beiden untreuen Seelen«, sagte er und setzte sich. »Macht ihr tatsächlich ernst?«

Nicole hob seufzend die Schultern. »Was soll ich machen? Ich muss mich nach meinem Chef richten. Wenn es nach mir ginge…«

Zamorra lächelte. »Ich gebe gern zu, dass Faulenzen eine Weile ganz schön sein kann. Aber es bekommt einem nicht, wenn man zuviel davon genießt. Es kann sehr leicht Langeweile daraus werden.«

Nicole schüttelte den Kopf. »Mein Chef kann ohne Arbeit einfach nicht leben.«

»Niemand kann das«, behauptete Zamorra.

»Oh, ich schon«, lachte Nicole.

»Das Schlimmste, was man einem Häftling antun kann, ist, ihn nicht arbeiten zu lassen. Hast du das nicht gewusst, Nicole?«

»Ich würd’s gern auf einen Versuch ankommen lassen«, schmunzelte Zamorras Sekretärin.

Quentin Paris bestellte beim Kellner einen eiskalten Manhattan.

»Tja. Dann. Auf einen guten Heimflug!«, sagte er mit erhobenem Glas. »Kommt irgendwann mal wieder, hört ihr? Vergesst Quentin Paris nicht ganz. Versprochen?«

»Versprochen«, sagten Nicole Duval und Professor Zamorra wie aus einem Mund.

»Wann geht euer Flugzeug?«, fragte der Mann von der Wetterstation.

»In einer Stunde«, antwortete Professor Zamorra.

»Direktflug nach Frankreich?«

Der Parapsychologe nickte. Aber er irrte. Es sollte ihn schon sehr bald in eine andere Himmelsrichtung verschlagen…

***

»Hier ist es!«, sagte Phil Casa gepresst. »Das Haus des Henkers!« Etwas krabbelte ihm eiskalt über den Rücken. Wenn er nicht so viel Alkohol in den Adern gehabt hätte, wäre er vermutlich längst auf den Absätzen herumgewirbelt und davongelaufen. Er warf seinem Freund einen Blick aus den Augenwinkeln zu. Mick hatte bestimmt genauso viel Angst wie er. Aber dies war eine Kraftprobe auf geistiger Ebene. Eine Mutprobe. Wer würde früher kneifen? Phil hoffte inständigst, dass Mick es sein würde. Und Mick hoffte genauso inständig, dass Phil als erster abspringen würde.

»Nun?«, sagte Casa mit brüchiger Stimme. Er nahm nervös die Brille ab und putzte das Glas mit seinem Hemdzipfel. »Jetzt wird sich ja herausstellen, wer von uns beiden der größere Angsthase ist«, sagte Phil, während er sich die Brille mit einer unsicheren Handbewegung wieder aufsetzte.

Kovacs erwiderte nichts. Gebannt stand er da. Sein glasiger Blick war auf das unheimliche Haus gerichtet. Allein bei dem Gedanken, das große, verwahrloste Grundstück zu betreten, jagte ihm eine Gänsehaut über den ganzen Körper.

Er schluckte trocken. Verflucht noch mal, es wäre so leicht gewesen, zu sagen: »Komm, lassen wir das Theater. Wir haben doch alle beide die gleiche Angst vor diesem Spukhaus.«

Aber darauf wartete Phil ja nur. Er hätte über ihn, Mick, triumphiert, hätte ihn ausgelacht, hätte nie im Leben zugegeben, ebensolche Angst gehabt zu haben wie er.

In diesem Alter zählen solche Dinge noch sehr viel. Deshalb würde der Rückzieher auf gar keinen Fall von Kovacs’ Seite kommen.

Mochte geschehen, was wollte.

Und wenn sich die Erde auftut und der Teufel persönlich erscheint, dachte Mick Kovacs mit feuchten Händen. *Über meine Lippen wird das Geständnis nicht kommen, dass ich eine ganz hundsgemeine Angst verspüre.*

»Wie gehen wir vor?«, fragte Mick. Er ärgerte sich darüber, dass seine Stimme nicht so unbefangen und furchtlos klang, wie er es haben wollte.

»Erst mal betreten wir gemeinsam das Grundstück«, sagte Casa mit bebenden Lippen. Seine Augen suchten furchtsam und beunruhigt die Umgebung ab. »Dann nähern wir uns gemeinsam dem Haus…«

»Und dann?«, fragte Kovacs heiser. Ein kleiner Schweißfilm legte sich auf seine Stirn. Er wischte ihn nicht fort, hoffte, dass Phil ihn nicht sehen würde.

»Dann betreten wir gemeinsam das Haus«, sagte Casa.

»Durch die Tür?«, fragte Kovacs erregt.

»Welchen Weg sollten wir sonst wählen? Betritt man ein Haus denn nicht durch die Tür?«

Kovacs' Zunge huschte über seine Lippen. »Angenommen«, sagte er hastig, »angenommen, die Tür lässt sich nicht öffnen. Blasen wir das Ganze dann ab?«

Es blitzte erfreut in Casas Augen. Ja, er hatte Mick anscheinend schon geschafft.

»Das könnt dir so passen!«, entgegnete Casa schnell. »Du bastelst anscheinend bereits an deinem Rückzieher, wie?«

Kovacs straffte ärgerlich seinen Rücken. »Mir scheint, du hast sie nicht alle. Soll ich dir verraten, was passieren wird?«

»Was denn?«

»Du wirst so schnell davonrennen, dass dir die Absätze von den Schuhen fliegen!«

»Das erlebst du in hundert Jahren nicht!«, behauptete Casa wütend. »Wenn die Tür nicht aufgeht, werden wir durch eines der Fenster ins Haus steigen, ist das klar?«

»Aber ja.« Kovacs kniff die Augen zusammen. Er musterte den sommersprossigen Freund misstrauisch »Eigentlich machst du's dir ziemlich leicht, Phil.«

»Wieso?«, fragte Casa gereizt.

»Du möchtest, dass wir alles gemeinsam machen. Gemeinsam das Grundstück betreten, gemeinsam auf das Haus zugehen, gemeinsam das Haus betreten… Womöglich soll ich auch dein kühles Händchen halten, wie? Hängst dich einfach an meinen Mut und behauptest hinterher, du wärst genauso unerschrocken gewesen wie ich. Haha, mein Junge, ich durchschaue dich doch immer wieder.«

Casa blies seinen schmalen Brustkorb zornig auf. »Wie willst du's denn sonst machen? Soll ich etwa allein in dieses Haus gehen,

während du hier draußen auf mich wartest, he. Ist das deine Vorstellung von Tapferkeit? Hier draußen zu warten? Ich frag' mich bloß, wer hier wen durchschaut. Ich sage dir, du hast Schiss. Ganz einfach Schiss, mit mir in dieses Haus zu gehen. Aber ein Kerl wie du gibt das doch niemals zu. Deshalb versuchst du, mir den Feigling in die Schuhe zu schieben. Aber daraus wird nichts. Ich weiß jetzt, wie ich mit dir dran bin. Du versuchst zu kneifen. Damit ist für mich der Fall erledigt.«

Kovacs winkte grinsend ab. »O nein, so billig kommst du mir nicht davon, Phil. Wer hat denn vom Haus des Henkers gesprochen? Du hast den Vorschlag gemacht…«

»Hör mal, was soll das verdammte Gerede!«, sagte Casa grimmig.

»Gehen wir nun in dieses Haus oder lassen wir es bleiben?«

»Wir gehen hinein!«, entschied Kovacs.

»Dann komm!«

»Aber nicht gemeinsam!«, sagte Kovacs schnell. »Wenn ich mit dir da hineingehe, dann hast du keine Angst, weil ich bei dir bin.«

»Bilde dir bloß nicht so viel auf dich ein«, sagte Casa verächtlich.

»Es wäre fairer, wenn jeder allein in das Haus geht«, sagte Kovacs.

Casa atmete hastiger. Allein. Gott im Himmel, jetzt hätte er gern das Handtuch geworfen. Ganz allein in dieses Spukhaus zu gehen, war das denn nicht Selbstmord? Eine Unzahl schauriger Geschichten fielen dem Jungen ein. Geschichten, die sogar die Erwachsenen zu erschrecken vermochten, erzählte man sich von diesem unheimlichen Haus. Es wäre vernünftiger gewesen, die ganze verdammte Mutprobe abzublasen. Aber Casa wollte unter keinen Umständen sein Gesicht vor dem Freund verlieren. Mit zusammengepressten Kiefern nickte er.

»Okay«, kam es heiser über seine Lippen. »Wir gehen also allein hinein. Jeder für sich. Und jeder bleibt fünfzehn Minuten drinnen, einverstanden?«

Kovacs nickte aufgeregt. Sein Problem war nun die Frage: »Wer macht den Anfang?«

»Das muss das Los entscheiden«, sagte Casa.

Kovacs nahm zwei Grashalme auf. Er brach sie ab. Ein Halm war nun länger als der andere.

»Wer den kürzeren zieht, muss zuerst ins Haus«, sagte Mick.

»Gut«, sagte Casa nervös. Er warf einen scheuen Blick nach dem Haus. Inzwischen bereitete Mick die Halme vor. Schwarz lag der Abend über dem weiten Grundstück. Geduckt wie ein gefährliches Untier hockte das Gebäude darauf. Aus rabenschwarzen Fensterhöhlen, die wie die Augen in einem Totenschädel wirkten, glotzte das Haus zu den beiden Jungen herüber. Eine unheilvolle, dämonische Schwärze war das, die in diesen Fensterhöhlen lag. Kein Laut war auf dem Grundstück zu hören. Es zirpten keine Grillen. Es

regte sich kein Lufthauch. Auf diesem riesigen Quadrat schien die Welt gestorben zu sein. Casa spürte es mit jeder Faser seines Körpers: Über diesem Gelände lastete der unselige Atem des Todes, des Grauens, der absoluten Vernichtung.

»Fertig«, sagte Kovacs. Er hielt dem Freund die Hand hin, war bemüht, sie nicht zittern zu lassen. Zwei gleich lange Halme schienen aus seiner Hand zu ragen. Und doch war einer davon kürzer als der andere.

Casa schluckte die würgende Aufregung hinunter. Er hoffte von ganzem Herzen, dass er den längeren Halm ziehen würde, während Kovacs mit derselben Intensität darum betete, dass ihm dieser längere Halm bleiben würde.

Casa streckte den Arm aus. Unschlüssig blieb die Hand in der Luft hängen. Casa konnte sich für keinen der beiden Halme entscheiden.

»Nun mach schon!«, sagte Kovacs ärgerlich. »Wie lange soll ich denn noch warten?« Er sagte das, weil Phils Finger über dem kürzeren Halm hingen. Und er hoffte, dass Casa daraufhin sofort zugreifen würde. Das Herz blieb ihm vor Schreck fast stehen, als er Phils Finger auf den längeren Halm nieder zucken sah. Casa berührte den Halm, zog ihn aber nicht. Kovacs hatte das Gefühl, sein Herz würde hoch oben im Hals schlagen. »Was ist jetzt?«, presste er erregt hervor. »Für welchen entscheidest du dich nun?«

»Für den«, sagte Casa – und zog den kürzeren…

***

»Darf ich jetzt noch eine Lage schmeißen?«, fragte Quentin Paris aufgeweckt.

Zamorra lachte. »He, Sie haben doch nicht etwa vor, uns betrunken zu machen, damit wir unser Flugzeug verpassen?«

Paris grinste. »Ich wäre ein elender Lügner, wenn ich sagte, Ihre Abreise macht mir Freude. Aber zu solchen Mitteln würde ich denn doch nicht greifen, um Sie hier behalten zu können. Also was ist? Noch einen Drink?«

»Vielen Dank, Quentin. Für mich nicht mehr«, sagte Nicole und deckte ihr leeres Glas mit der Hand zu.

»Dann nehmen wir beide noch einen zur Brust, einverstanden, Professor?«

»Ehe ich mich schlagen lasse«, gab Zamorra schmunzelnd zurück.

Paris ließ zwei Bourbon kommen.

»Es ist mir ein Herzensbedürfnis«, sagte der Mann von der Wetterstation Tonga, »auf das Wohl des mutigsten Mädchens zu trinken, das mir jemals begegnet ist. Sie hatten recht, Nicole. Sie haben bewiesen, dass Sie tatsächlich mehr Mut haben als ich. Ich schäme mich nicht, das zuzugeben.«

Zamorra lächelte. »Die Erlebnisse an meiner Seite haben sie hart gemacht.«

»Dieses Mädchen ist ein wahrer Glücksfall, Professor. Sie sind darum zu beneiden.«

»Ich weiß«, nickte Zamorra. Er hob sein Glas. Da kam ein Hotelboy. Er brachte ein Telegramm. Es lag auf einem Silbertablett. Zamorra nahm es entgegen und öffnete es. Seine Züge hellten sich auf.

»Von wem, Chef?«, fragte Nicole. Neugier war ihr einziger Fehler.

Aber da es kaum eine Frau gibt, die nicht neugierig ist, war es kein Fehler, der unangenehm auffiel.

»Von unserem gemeinsamen Freund Bill Fleming!«, sagte Professor Zamorra erfreut. Damit Quentin Paris sich auskannte, erklärte er: »Bill ist Historiker und Naturwissenschaftler. Er lebt in New York. Nicole und ich wohnen auf Château Montagne im französischen Loire-Tal. Trotzdem verbindet uns mit Bill eine erfreulich enge Freundschaft. Wir besuchen uns gegenseitig, sooft wir dazu Zeit haben. Und wir treffen einander zwischendurch an den unmöglichsten Ecken der Welt. Bills Beruf bringt es – genau wie der meine – mit sich, dass er viel unterwegs ist. Manchmal kreuzen sich unsere Wege ganz zufällig. So wie diesmal. Hör zu, Nicole. Bill telegrafiert: *›Befinde mich mit einigen Freunden zur Zeit auf Neuseeland* – Stop – *Wollen von hier eine Südsee-Expedition starten* – Stop – *Würde mich freuen, euch in Auckland begrüßen zu dürfen* – Stop – *Erwarte euch so bald wie möglich* – Stop – *Eine Zwischenlandung auf Neuseeland lohnt sich* – Stop – *Euer Bill‹*.«

Nicoles Augen sprühten vor Begeisterung. »Werden wir über Neuseeland nach Hause fliegen, Chef?«

»Das ließe sich arrangieren«, nickte Zamorra, und er erhob sich, um den Flug nach Frankreich durch die Hotelleitung stornieren zu lassen, zu fragen, wann die nächste Maschine nach Auckland flog und zwei Plätze in dieser Maschine zu reservieren…

***

Nun war es entschieden. Phil Casa hatte das unglückliche Los gezogen. Es gab kein Kneifen mehr für den Jungen. Er bibberte innerlich.

Äußerlich gab er sich ruhig. Es fiel ihm furchtbar schwer, seine Angst vor Mick Kovacs zu verbergen, aber er dachte, dass er es schaffte. Nervös atmete er durch.

»Betreten wir wenigstens gemeinsam das Grundstück?« fragte Casa.

Kovacs nickte. »Okay. Auf das Grundstück begleite ich dich.«

Sie marschierten los. Obwohl sie alle beide wussten, wie unvernünftig sie handelten, gingen sie keinen Millimeter von ihrem Vorhaben ab. Dürres Unkraut war unter ihren Schuhen. Die langen Stacheln der Disteln bohrten sich durch den Stoff ihrer Hose und

stachen sie in die Beine. Ein seltsam banges Gefühl beschlich sie beide.

Kovacs hätte niemandem zu sagen vermocht, wie froh er darüber war, dass nicht er den Anfang machen musste. Hinter Phil das Haus zu betreten war nicht mehr ganz so schlimm. Denn wenn Phil nichts passiert war, war anzunehmen, dass auch ihm nichts passieren würde.

Furchtsam schlichen sie über das Grundstück.

Diese unnatürliche Stille beunruhigte sie. Je näher sie dem Gebäude kamen, desto langsamer bewegten sie sich vorwärts. Unheimlich und drohend ragte das Haus des Henkers vor ihnen auf.

All die schrecklichen Spukgeschichten, die von diesem Haus im Umlauf waren, schienen in diesem Gebäude auf eine seltsame Weise zu leben.

Mick Kovacs blieb mit geballten Fäusten stehen. Casa drehte sich nervös um.

»Was ist?«

»Ich geh' nicht mehr weiter.«

»Also doch Angst.«

»Blödsinn«, knurrte Kovacs. »Irgendwann musst du deinen Weg ja allein weitergehen. Ich habe dich genug begleitet.«

Casa wollte das Ereignis künstlich hinausschieben, aber Kovacs merkte das sofort und sagte schnell: »Also dann, Phil. Jetzt kannst du unter Beweis stellen, wie tapfer du bist.«

Casa richtete sich die Brille, obwohl sie ohnedies gut saß. Er warf einen scheuen Blick auf das Haus. Sein Gehirn verglich das Gebäude unwillkürlich mit einem riesigen Sarg: Er erschrak. Was sagten die Leute? *»Wer einmal dieses Haus betritt, kommt nie mehr wieder heraus. Denn Elias Keene, der Henker von London, lebt immer noch in diesem gottverdammten Spukgebäude.«*

Phil blickte auf seine Armbanduhr. »Fünfzehn Minuten!«, sagte er.

»Fünfzehn Minuten!«, bestätigte Kovacs.

»Uhrenvergleich!«, verlangte Casa. Das geschah alles nur, um die Zeit zu dehnen.

»Verflucht, was denn noch alles?«, fauchte Kovacs ärgerlich. »Entweder du gehst jetzt in dieses Haus, oder du hast verspielt!«

Casa stieß dem Freund den Finger gegen die Brust. »Wenn du von hier fortrennst, während ich mich in diesem Haus aufhalte, ist für mich die Sache schon entschieden, kapiert?«

Kovacs grinste mit gefletschten Zähnen. »Ich lauf schon nicht weg. Keine Sorge. Und nun hinein mit dir in die Geisterburg. Ich wünsche wohl zu gruseln.«

Casa war nicht zum Grinsen. Langsam drehte er sich um. Mit unsicheren Schritten ging er weiter, während sein Freund stehen blieb.

Er beneidete Mick darum, den längeren Halm gezogen zu haben. Ob Mick gemogelt hatte? Konnte er ja gar nicht. Er hatte ihm die Halme

hingehalten, und er, Phil, hatte sich für einen davon entschieden.

Die Angst steigerte seine Sensibilität. Er sah besser und hörte besser. Obwohl er bemüht war, so leise wie möglich auf das Gebäude zuzuschleichen, kam es ihm vor, als stampfe er wie ein Elefant darauf zu.

Schleppend legte er die letzten Meter zurück. Eine Aura des Todes, der Verwesung, der totalen Auflösung schien das Gebäude zu umgeben. Casa blieb stehen. Er hob den Kopf. Das Haus schien sich vorzuneigen, als wollte es sich schon in der nächsten Minute auf ihn stürzen und ihn unter sich begraben.

Eine schreckliche Todesahnung erfasste den Jungen.

Mit einemmal hatte er das Gefühl, für immer in diesem Haus bleiben zu müssen, wenn er es betrat. Seine Vernunft sträubte sich gegen die nächsten Schritte. Aber dort hinten war Mick. Und er würde sich halb tot lachen über ihn, wenn er jetzt umkehrte, und damit zugab, dass er nicht den Mut aufbrachte, ein leerstehendes Gebäude zu betreten.

Phil versuchte sich einzureden, dass ihm dort drinnen absolut nichts geschehen konnte.

Spukgeschichten können einen zwar ängstigen, aber sie können einen nicht umbringen. Und sie können einen nicht festhalten.

Ein leeres Haus!, redete Casa auf sich im Geist ein. *Es ist nichts weiter als ein leeres, altes Haus. Die Leute haben aus ihm das gemacht, wovor du jetzt Angst hast. Nur die Leute. Sie haben Geschichten erfunden, um ihre Langeweile damit totzuschlagen. Es ist alles erfunden. Davor brauchst du doch keine Angst zu haben.*

Putz knirschte unter Casas Schuhen. Nervös schaute er sich um.

Wie angewurzelt stand Mick im Unkraut.

Eine schreckliche Kälte legte sich zwischen die glühenden Schulterblätter des Jungen. Dunkles Efeu rankte sich an der Hausmauer hoch. Mit schwarzen, knotigen Fingern krallte es sich am Gebäude fest, wucherte bis zur löchrigen Dachrinne hinauf.

Die Steinplatten wackelten unter dem federgewichtigen Rothaarigen. Sein glasiger Blick war starr auf die morsche Tür des Hauseinganges geheftet. Er empfand Furcht und Abscheu, als er das feuchte Holz der Tür berührte.

Blieb es ihm wirklich nicht erspart?

Er wandte sich ein letztes Mal um. Mick rührte sich nicht von der Stelle.

Es musste sein. Casa nahm all seinen jämmerlichen Mut zusammen. Er versuchte die bohrende, lausige Angst aus seinem erhitzten Schädel zu verjagen. Mit der Entschlossenheit eines beinahe Verzweifelten drückte er gegen die Tür, und er hoffte, dass sie nicht nachgeben, ihn nicht einlassen würde.

Aber sie gab nach. Geisterhaft schwang die uralte Tür zur Seite.

Etwas schnürte die Kehle des Jungen zu. Er bekam keine Luft. Verstört riss er den Mund auf. Nun konnte er wieder atmen. Er tat es mit einer gewissen Gier.

Casas vom Glas der Brille vergrößerte Augen starrten in die Dunkelheit des unheimlichen Spukhauses hinein.

Phil hatte das Gefühl, in ein Grab zu blicken.

Aufgewühlt schaute er auf seine Uhr. Es war viertel vor zehn. Er dachte an seine Eltern. Um zehn Uhr wollte er zu Hause sein. Sie machten sich bestimmt Sorgen, wenn er sich verspätete. Aber waren das nicht schon wieder Ausflüchte, um dieses schreckliche Gebäude nicht betreten zu müssen?

Viertel vor zehn! Jetzt!, sagte sich Casa.

Es würde zweiundzwanzig Uhr sein, wenn er dieses Haus wieder verließ. Natürlich in Angstschweiß gebadet.

Wenn er es wieder verließ.

Und dann war Mick dran!

Entschlossen trat der rothaarige, magere Junge ein. Hoch- und Tiefbauingenieur hatte er werden wollen. Damit war es nunmehr vorbei. Phil Casa hatte in diesem traurigen Moment keine Zukunft mehr. Er ahnte das zwar, aber er wusste es nicht…

***

Donnerwetter!, dachte Mick Kovacs. Er schüttelte den Kopf. *Du hast ihn unterschätzt!*, sagte er sich. *Er hat das Haus tatsächlich betreten. Verdammt. Und dabei habe ich so sehr darauf gehofft, dass er letztlich doch noch umkehren würde.*

Kovacs blickte auf seine Uhr. Viertel vor zehn.

Um zehn bist du an der Reihe!

Ein mulmiges Gefühl schlich sich in seine Eingeweide. Verrückt war das. Sie waren alle beide nicht richtig im Kopf. Wie hatten sie nur auf diese haarsträubende Idee kommen können? Kovacs befürchtete, dass sich ihr hochgespielter Wagemut bitter an ihnen rächen würde. Kein Mensch darf ungestraft die Welt der Geister betreten. Dagegen wehren sie sich mit schrecklichen Mitteln. Kovacs fuhr sich nervös über die Augen. Der Alkohol hockte immer noch in seinem Schädel und ließ ihn nur mit Mühe klar denken. Zitternd schaute er sich um. Selbst hier draußen war ihm unheimlich zumute. Wie musste es Phil erst dort drinnen ergehen.

Soeben klappte Casa die Tür hinter sich zu.

Das hättest du nicht zu tun brauchen!, dachte Kovacs beunruhigt.

Warum versperrst du dir selbst deinen Fluchtweg? Soll das eine Art Fleiß-

aufgabe sein? Dasselbe kannst du von mir nicht verlangen. Ich werde die Tür offen lassen, wenn ich dieses Haus betrete, damit ich schneller wieder draußen bin, falls es gefährlich werden sollte.

Wieder schaute Kovacs auf seine Uhr.

Er erschrak. Der große Zeiger schien sich noch nicht bewegt zu haben. Es war immer noch Viertel vor zehn.

Herrgott, wie entsetzlich lange sind fünfzehn Minuten denn?, fragte sich Kovacs bestürzt.

Und plötzlich begann er sich Sorgen um den Freund zu machen.

***

Phil erschrak. Die Tür war von selbst hinter ihm zugefallen. Kaum war es geschehen, da war der Junge herumgewirbelt. Er hatte nach der Klinke gegriffen. Doch die Tür ließ sich nicht mehr öffnen.

Gefangen!, schoss es Casa durch den Kopf. *Jetzt sitzt du in der Falle!*

Er riss und rüttelte bestürzt an der Tür. Dabei fiel ihm auf, dass sie überhaupt nicht morsch war. Sie wirkte neu und stabil. Wie war das möglich? Von draußen sah sie so aus, als könne man sie mit dem Fuß eintreten. Hier drinnen erweckte sie hingegen den Eindruck, als würde man sich eher den Fuß brechen, als die Tür kaputtreten zu können.

Casas Furcht wuchs.

Hier ging es nicht mit rechten Dingen zu. Eigentlich hätte schwärzeste Dunkelheit herrschen müssen. Das war jedoch nicht der Fall.

Der konsternierte Junge stellte fest, dass das Hausinnere beleuchtet war.

Phil nagte nervös an der Unterlippe. Seine Miene drückte größte Besorgnis aus. Er hätte Mick gerne um Hilfe gerufen, aber dann fiel ihm der Grund ein, weshalb er in dieses Spukhaus gegangen war, und er presste die Lippen fest aufeinander, um einen Ruf zu verhindern.

Mick hätte über ihn gelacht. Phil konnte einiges vertragen, aber vom Freund ausgelacht zu werden, das hätte ihm nicht geschmeckt.

Lieber weiter zittern. Irgendwann würden die fünfzehn Minuten um sein. Dann hatte er es geschafft. Und dann würde Mick mit dem Schlottern an der Reihe sein.

Casa erschrak.

Himmel. Wenn die fünfzehn Minuten um waren, was dann? Wie kam er wieder aus dem Haus? Die Tür ließ sich nicht öffnen. Aufgeregt blickte Phil auf seine Armbanduhr. Eine Minute war erst vergangen.

Fünfzehn Minuten.

Das kam hier drinnen einer quälenden Ewigkeit gleich.

Dass es nicht dunkel war, irritierte den Jungen. Er wandte sich um.

Sein Herz übersprang einen Schlag. Was er vorhin nicht gesehen hatte, war plötzlich vorhanden. Mit weit aufgerissenen, verständnislosen Augen starrte er auf die lange Tafel, die in der riesigen Halle stand. Sie war von siebzehn Stühlen mit hohen Lehnen eingesäumt.

Auf dem Tisch standen silberne Kandelaber, in denen Dutzende von Kerzen geisterhaft flackerten.

Das Haus war also bewohnt.

Von draußen sah es wie eine Ruine aus. Leer. Dem Verfall preisgegeben. Und es gab in ganz Auckland niemanden, der dieses Haus kaufen und bewohnen wollte.

Casa zweifelte an seinem Verstand. Der Alkohol. Er gab dem vielen Schnaps die Schuld, dass ihm seine Sinne nun dieses seltsame Trugbild vorgaukelten.

Er wusste doch, dass in diesem Haus seit über hundert Jahren keiner mehr wohnte. Folglich konnte es diese brennenden Kerzen nicht geben. Niemand konnte sie angezündet haben, denn es konnte ja keiner hier sein.

Casa schluckte heftig. Er machte einige Schritte von der Tür weg.

Seine Knie waren furchtbar weich. Er knickte immer wieder ein.

Sein Blick flog über die zuckenden Flammen der Kerzen. Er fragte sich verwirrt, wie es möglich war, dass er etwas sah, das es nicht gab.

Benommen stieß er gegen einen der Stühle, die die lange Tafel flankierten. Das gab einen knurrenden Ton. Phil stockte unwillkürlich der Atem. Er hatte den Eindruck, dass in diesem Haus jemand auf ihn wartete. Er fühlte sich auf irgendeine unheimliche Weise beobachtet. Beunruhigt drehte er sich im Kreis.

Eine tückische Stille umfing ihn. Er traute ihr nicht.

Was er nicht verstehen konnte, war, dass hier drinnen absolut nichts verfallen war. Alles war intakt. Nichts war kaputt. Alles wurde seiner vorbestimmten Funktion noch gerecht.

Vor allem die brennenden Kerzen verblüfften den Jungen. Er konnte sich das Rätsel nicht erklären. Kerzen können nicht mehr als hundert Jahre lang brennen!

Er betrachtete sie aus der Nähe. Sie waren erst vor wenigen Augenblicken angezündet worden. In dem Moment vielleicht, wo er mit Mick das Grundstück betreten hatte?

Wieso waren sie ihm nicht gleich aufgefallen, als er eingetreten war?

Frostige Schauer rieselten dem verängstigten Jungen über den heißen Rücken. Er räusperte sich. Das Geräusch zitterte durch die riesige Halle. Es gab ein gespenstisches Echo.

An den Wänden hingen teure handgeknüpfte Teppiche und wertvolle Holzschnitzereien, wie sie heute nicht mehr hergestellt werden. Es gab Lanzen und Schwerter, dekorativ angeordnet.

Plötzlich vernahm Casa Schritte. Sie schlurften irgendwo über den Boden. Eine eiskalte Lähmung überfiel den Jungen. Eine raue Gänsehaut umspannte seinen zitternden Körper. Mit schreckensstarren Augen blickte er in die Richtung, aus der die schlurfenden Geräusche vermutlich gekommen waren.

Wer kam da?

Er wird dich für dein freches Eindringen bestrafen!, hämmerte es in Phils Kopf.

Immer größer wurden die Augen hinter dem dicken Brillenglas.

Casas Atem ging stoßweise. Er wünschte sich mit einemmal, dieses Spukhaus niemals betreten zu haben. Warum war ihm bloß diese wahnsinnige Idee gekommen? Warum hatte er Mick diesen verrückten Vorschlag gemacht? Warum hatte er sich freiwillig in eine solche Gefahr begeben?

Keine Schritte mehr.

Das ängstigte den Jungen zu Tode. Er wusste nun ganz sicher, dass er nicht allein in diesem Haus war. Und er fühlte deutlich, dass er in diesem Augenblick von einem starren Augenpaar belauert wurde.

Die Furcht schnürte ihm die Kehle zu. Er schob den Finger in den Hemdkragen und fuhr einmal rund um den Hals.

»Ist da jemand?«, fragte der rothaarige Junge mit bebender Stimme. »Hallo… Ist da jemand?«

Nichts.

Stille. Sie legte sich zentnerschwer auf Phil Casas Brust. Benommen riss er den linken Arm hoch. Er warf einen schnellen Blick auf seine Uhr.

Noch fünf Minuten. *Oh Gott, das halte ich nicht mehr aus!*, stöhnte Phil im Geist.

Plötzlich ächzte eine Tür. Nicht die Eingangstür. Ein gespenstischer Lichtschein flutete in die Halle. Ein riesiger Schatten kroch aus dem Nebenraum heraus.

Casas erste Reaktion war, herumwirbeln und fortrennen zu wollen. Doch etwas in ihm ließ es dazu nicht kommen. Er stand wie angewurzelt da und starrte die spukhafte Erscheinung an. Das Schlurfen der Schritte wurde lauter.

Mit einemmal dachte Phil an seinen Freund Mick. Möglich, dass Mick nicht vor dem Haus stehen geblieben war, sondern dieses Haus an einer anderen Stelle betreten hatte.

Kam da Mick?

»Mick?«, fragte der rothaarige Junge unsicher.

Ein Seufzen war die einzige Antwort. Phil erschauerte. Der dunkle Schatten glitt langsam über den steinernen Boden. Er näherte sich dem Jungen.

Wessen Schatten war das?

Casas Nerven vibrierten. Seine riesigen Augen kletterten über die Schwärze des Schattens hinweg und auf die Tür zu, die sich vorhin geöffnet hatte.

Da fuhr ihm ein Eissplitter ins Herz.

In der Tür stand ein alter Mann. Weißes dichtes, struppiges Haar,

kräftig, mit breiten Schultern, hochgewachsen. Seine Nase war groß, schmal und gebogen wie der Schnabel eines Raubvogels. Er trug einen blutroten, bis auf den Boden reichenden Mantel, in den goldene Zeichen gestickt waren, die Casa nicht kannte.

Einen Schock riefen in dem Jungen – er war mit einem Schlag nüchtern – die Augen des unheimlichen Alten hervor.

Phil hatte noch keinen Menschen so feindselig und böse blicken gesehen wie diesen Mann.

»Wer… wer sind Sie?« fragte Casa mit einer dünnen, gepressten Stimme.

Die Stimme des Alten klang seltsam hohl, als er antwortete: »Mein Name ist Elias Keene!«

***

Mick Kovacs stand auf dem Grundstück vor dem Haus des Henkers wie auf Nadeln. An die hundertmal hatte er auf seine Armbanduhr geschaut. Endlich war die letzte Minute angebrochen. Mick leckte sich aufgeregt die Lippen. Er wischte sich mit einer fahrigen Bewegung den Schweiß von der Stirn.

Nein, für ihn war dieses Spiel jetzt zu Ende. Wenn Phil aus dem Haus kommen würde, würde er, Mick sich geschlagen geben. Dieses lange Warten hier draußen hatte ihm den Nerv gezogen. Jetzt noch fünfzehn Minuten dort hineinzugehen, war für ihn nicht mehr drin.

Kovacs fühlte, dass er schon nach wenigen Minuten Aufenthalt in diesem Spukhaus einen hysterischen Anfall bekommen würde.

Phil sollte sich darüber freuen, die Wette gewonnen zu haben.

Und Kovacs wollte ihm auch die kleine Freude gönnen, ihn deshalb zu necken. Jedenfalls würden es keine zehn Pferde schaffen, Kovacs in dieses unheimliche Haus zu bringen.

Er hatte genug von dieser unterschwelligen Angst, die ihn allmählich unterhöhlte. Er hatte sich genug Sorgen um Phil gemacht. Es war Zeit, wieder vernünftig zu werden, einzusehen, dass das nichts brachte und dass man das Schicksal nicht doppelt herausfordern sollte.

Kovacs scharrte mit dem Schuh nervös über den Boden.

Nie im Leben hätte er gedacht, dass Phil so viel Mut aufbringen würde. Casa stieg zwangsläufig in Micks Achtung.

Die letzte Minute war um. Kovacs hatte erwartet, dass nun die Tür auffliegen und Phil wie der Blitz aus dem Haus sausen würde. Aber nichts geschah.

»Das gibt’s doch nicht!«, stieß Kovacs aufgeregt hervor. »Er bleibt doch nicht freiwillig länger drinnen! Die Zeit ist um. Er hat es geschafft. Wieso kommt er nicht heraus?«

Mick wurde von Sekunde zu Sekunde unruhiger. Seine Stirn kräuselte sich. Da drinnen musste irgend etwas passiert sein.

Sechzehn Minuten schon.

Micks Herz trommelte vor Angst gegen die Rippen. Kovacs hatte nicht den Mut, sich jenem unheimlichen Haus zu nähern. Zwar sagte er sich, dass Phil vielleicht seine Hilfe brauchte, doch die Angst errichtete vor ihm eine unüberwindliche Barriere.

Siebzehn Minuten!

Auf einmal begann die Zeit zu rennen.

Achtzehn Minuten!

Selbst wenn Phil – was Mick nicht glauben konnte – nicht in jeder Minute mindestens einmal auf seine Uhr gesehen hatte, müsste ihm jetzt bereits aufgefallen sein, dass er überfällig war.

Es fiel Kovacs schwer, für einen Moment den Atem anzuhalten und zu lauschen. Er musste sich dazu zwingen. Was er hörte, war vor allem das Brausen seines heißen Blutes, das ihm in den Kopf schoss.

Neunzehn Minuten!

Kein Laut. Kein Hilferuf. Kein Lebenszeichen mehr von Phil Casa.

Was hatte das zu bedeuten? Mit einemmal stürmten auf Kovacs all die Schauergeschichten ein, die man sich von diesem Schreckensgebäude erzählte. Unter anderem hieß es, wer dieses Haus jemals betrat, kehrte nie mehr wieder zurück.

Kovacs hatte das für reinen Unsinn gehalten. Doch nun war diese furchtbare Behauptung auf eine unheimliche Art zur Wahrheit geworden.

Kovacs fragte sich verstört, was mit den Menschen geschah, die nicht mehr zurückkamen. Er konnte sich darauf keine Antwort geben. Konnte das überhaupt jemand?

Zwanzig Minuten!

Jetzt stand für Mick fest, dass sein Freund verloren war. Kovacs machte auf den Absätzen hastig kehrt. Die Angst geißelte ihn mit glühenden Dornen. Er hetzte vom Grundstück, ohne sich umzusehen.

Aber er hatte nicht das Gefühl, Phil damit im Stich zu lassen, denn er glaubte zu wissen, dass er Phil ohnedies nicht mehr helfen konnte.

***

»Elias Keene?«, fragte Phil Casa verdattert.

Der weißhaarige Alte nickte voll Grimm.

»Aber… Aber wie ist denn das möglich? Sie sind seit mehr als hundert Jahren …«

»Was bin ich?«, fragte der Alte mit einer furchterregend hohlen Stimme.

»Tot«, sagte Casa kleinlaut.

Da warf der unheimliche Alte den Kopf zurück und stieß ein schreckliches Gelächter aus. Casa fragte sich, weshalb der Henker die Hände hinter einem Rücken versteckte. Was verbirgt er vor mir?

fragte sich der zitternde Junge.
»Sieh mich an!«, verlangte der Unheimliche. »Sehen so die Toten aus?«
»N – nein«, erwiderte Phil verlegen.
»Na also.«
»Die Leute sagen…«
Elias Keene schüttelte unwillig den Kopf. Seine weißen, buschigen Brauen zogen sich zusammen, aber von der Nasenwurzel kerbte sich eine ärgerliche Falte in seine Stirn.
»Die Leute plappern so lange, bis ihnen der Tod das Maul schließt. Zumeist reden sie Unsinn!«
Casa konnte es nicht begreifen. Keene war 1848 nach Neuseeland gekommen, das war authentisch. Er konnte nicht mehr am Leben sein. Casa kannte Keenes Lebensgeschichte. Der Henker hatte hier in diesem Haus einem steinernen Götzen, den er mit magischen Kräften zum Leben erwecken konnte, Menschenopfer dargebracht. Eines Tages hatten sich einige mutige Männer zusammengerottet und waren in dieses Gebäude eingedrungen. Sie hatten den Henker getötet, waren in den Keller gestürmt, hatten den steinernen Götzen geholt – der ein beachtliches Kunstwerk gewesen sein sollte –, hatten Sarra, den Götzen, auf ein Schiff gebracht, waren mit dem Schiff aufs Meer hinausgefahren und hatten dort den steinernen Dämon samt Schiff für alle Zeiten versenkt.
Wie war es also möglich, dass ein Mann, der vor hundert Jahren umgebracht worden war, heute wieder lebte?
Keene kam zwei schlurfende Schritte näher. Von seinen schrecklichen Augen ging eine hypnotische Kraft aus. Phil fühlte sich von ihnen gleichermaßen angezogen und abgestoßen.
Jetzt grinste der Alte. Phil kroch es eiskalt über den Rücken. Es war ein teuflisches Grinsen, das nichts Gutes verhieß.
»Ich habe auf dich gewartet, mein Junge!«, sagte der Unheimliche.
Phils Gänsehaut wurde immer rauer. »Auf mich?«, fragte er verwirrt. »Wie… Wie konnten Sie denn wissen …«
»Ich warte Nacht für Nacht auf einen wie dich!«, grinste der Unheimliche wieder.
»Auf einen wie mich?«
»Auf ein Opfer!«, sagte Elias Keene. Plötzlich war seine Stimme vor Erregung heiser.
Was versteckt er hinter seinem Rücken?, fragte sich Phil erneut. Dann zuckten Keenes Hände nach vorn. Casa stieß einen entsetzlichen Schrei aus. Bestürzt wankte er einen Schritt zurück. Der grinsende Alte hielt eine dicke Hanfschlinge in seinen kräftigen Händen.

***

Verstört wandte sich Casa um. Alles in ihm war auf Flucht ausgerichtet. Er rannte zur Tür, wollte sie aufreißen, aber es gelang ihm nicht einmal, die Klinke zu fassen. Seine Hand prallte gegen eine brettharte, unsichtbare Wand. Verzweifelt schwang der Junge herum. Atemlos lief er zu einem der Fenster. Hier wiederholte sich, was er an der Tür erlebt hatte. Es war ihm unmöglich, an das Fenster heranzukommen. Eine unsichtbare, aber unüberwindbare Wand schirmte das Fenster ab. Es war bei allen Fenstern das gleiche. Casa griff sich in seiner grenzenlosen Furcht einen der Stühle. Er versuchte, damit die unsichtbare Wand kaputtzuschlagen, aber es gelang ihm nicht.

Der Henker beobachtete ihn mit eiskalter Gelassenheit. Er wusste, dass ihm dieses Opfer sicher war.

Ein dämonisches Lachen entrang sich seiner Kehle. Es klang schauderhaft.

Phil wandte sich erschrocken um.

Langsam kam der Henker auf ihn zu. In den kräftigen Händen lag die dicke Hanfschlinge, die dem Jungen das Leben nehmen sollte.

Casa schüttelte verzweifelt den Kopf.

»Nein!«, stöhnte er. »Nein! Bitte! Bitte nicht!«

»Sarra braucht dich!«, knurrte der Unheimliche. Seine Miene verfinsterte sich. »Sarra wird dich in das Reich der Geister und Dämonen schleudern. Du wirst die Weiten des Schreckens erblicken. Sarra wird dir die Tiefen des Horrors und der bodenlosen Angst zeigen…«

»Ich will nicht sterben!«, kreischte Phil Casa verstört. »Ich will nicht sterben!«

Der Henker hob langsam die Schlinge.

Casa trommelte mit seinen Fäusten verzweifelt gegen die unsichtbare Wand.

»Mick!«, brüllte er aus Leibeskräften. »Mick, zu Hilfe! Hilf mir, Mick! Er will mich umbringen! Bitte hilf mir!«

Ganz knapp stand der unheimliche Henker nun hinter dem Jungen. Keene streckte die Arme aus. Granithart waren seine Züge. Er hatte kein Mitleid mit diesem Jungen.

Blitzschnell wollte er Casa die Schlinge über den Kopf streifen.

Phil stieß einen schrillen Schrei aus. Er duckte sich im allerletzten Moment, versetzte dem Alten einen kräftigen Stoß und rannte heulend quer durch die riesige Halle.

Mit einem unwilligen Ruck wandte sich Elias Keene um. »Teufel, warum fügst du dich nicht in das Unvermeidbare? Du entkommst mir ja doch nicht!«

»Ich will nicht sterben!«, brüllte Casa wieder. Er riss einen Speer von der Wand, umklammerte den Schaft mit beiden Händen, war

entschlossen, sein Leben mit Zähnen und Klauen zu verteidigen. Es machte ihm nichts aus, den Alten zu töten, wenn er sein Leben damit retten konnte.

Keene verzog wütend und verächtlich das faltige Gesicht. »Was soll das? Was willst du mit dem Speer?«, fragte er ärgerlich.

Casa schluckte aufgewühlt. »Komm nicht näher, du verrücktes Scheusal, sonst spieße ich dich auf!«, schrie der Junge mit heiserer Stimme. »Ich bringe dich um! Bei Gott, ich bringe dich um, wenn du mich nicht in Ruhe lässt!«

Keene lachte grauenvoll. »Du armer Irrer. Denkst du, du kannst mir mit diesem Speer etwas anhaben?«

»Wir werden es sehen!«

»Ich werde dich für diese Ungezogenheit hart bestrafen«, fauchte der Henker gereizt. »Du wirst nicht schnell, sondern sehr, sehr langsam und qualvoll sterben!«

Elias Keene schritt furchtlos auf den schlotternden Jungen zu.

»Halt!«, schrie Casa. »Keinen Schritt mehr, Keene!«

Der Henker kümmerte sich nicht darum. Da ließ der Junge den Speer vorschnellen. Er setzte dem Alten die Spitze knapp unter dem Kinn an den muskulösen Hals.

»Wenn du jetzt noch einen Schritt machst, bringst du dich selbst um!«, keuchte Casa aufgeregt. Dicke Schweißtropfen glänzten auf seiner Stirn. Er konnte nicht verstehen, wie es vor Fenster und Tür solche unsichtbare Mauern geben konnte. Er konnte nicht verstehen, wieso Mick Kovacs seine Hilferufe nicht gehört hatte. Er konnte so vieles nicht verstehen. Und es war jetzt nicht der rechte Augenblick, um darüber nachzudenken.

Gespannt wartete Casa darauf, was der Alte jetzt machen würde.

Phil war entschlossen, zuzustoßen. Mit aller Kraft, die ihm zur Verfügung stand. Elias Keene ließ ein schauriges Lachen hören.

»Du bist verloren, mein Junge.«

»Nicht, solange ich diesen Speer in meinen Händen habe!«, stieß Casa nervös hervor.

»Du warst bereits verloren, als du dieses Haus betreten hast!«, knurrte der Henker.

»Ich werde mich meiner Haut wehren!«

»Das haben sie alle getan«, sagte der Henker voll abgrundtiefem Spott. »Aber es hat keinem genützt.«

»Ich werde dich töten, Alter!«, schrie Casa in seiner namenlosen Furcht.

Keene lachte kalt. »Mich kannst du nicht töten. Ich habe einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Er verleiht mir sehr viel Macht. Ich kann unsichtbare Wände errichten, du hast es vorhin selbst erlebt. Ich kann allein mit meinem Willen Gegenstände bewegen…«

»Das glaube ich nicht!«

Elias Keene starrte auf einen der Stühle. In derselben Sekunde rutschte das Möbel vom Tisch weg und schwebte einen Meter in die Luft.

Als sich der Henker davon abwandte, fiel der Stuhl mit lautem Krach auf den Boden. Casa machte diese Demonstration Angst. War Elias Keene nahezu allmächtig?

»Ebenso wie mit dem Stuhl könnte ich auch mit dir verfahren, mein Junge«, sagte der Henker mit einem höhnischen Grinsen.

»Siehst du jetzt endlich ein, dass du keine Chance mehr hast?«

»Ich will hier raus! Ich will nicht sterben!«, stöhnte Phil verzweifelt.

»Du wirst hier rauskommen – nachdem du gestorben bist!«, sagte Elias Keene mit einer schrecklichen Grabesstimme.

Er bewegte sich auf den Jungen zu. In seiner grenzenlosen Furcht stach Casa mit der Lanze zu. Er vernahm ein widerliches Knirschen, so wie wenn man mit einem Stück Eisen über einen besonders harten Stein kratzt. Die scharfe Speerspitze glitt an Keenes Hals ab, ohne auch nur seine Haut geritzt zu haben. Mit einem unwilligen Knurren fasste der Henker nach dem Speerschaft. Mit einem gewaltigen Ruck entwaffnete Keene sein Opfer.

Casa fiel händeringend auf die Knie. Verzweifelt bettelte er um Schonung.

Jedoch der grausame Henker hatte kein Mitleid mit dem rothaarigen Jungen. Er legte ihm die dicke Hanfschlinge um den Hals.

Und während er die schreckliche Tat verrichtete, lag eine abstoßende Verzückung auf seinen alten Zügen…

***

Nachdem sie Quentin Paris noch einmal versprochen hatten, in naher Zukunft wiederzukommen, verließen sie mit einer australischen Kursmaschine Tonga in südwestlicher Richtung. Nicole Duval und Professor Zamorra ließen sich von der freundlichen Stewardess ein leckeres Menü servieren. Anschließend tranken sie schwarzen Kaffee. Zamorra blickte aus dem Fenster. Die endlose Weite der Südsee lag unter ihnen.

»Was weißt du über Auckland, Chef?«, erkundigte sich Nicole.

»Ich weiß vor allem, dass ich noch nie da war«, gab der Professor schmunzelnd zurück.

»Ist das alles?«

Zamorra lächelte. »Stell mir die Frage noch mal, wenn wir Auckland verlassen, okay? Dann kann ich darüber reden wie ein Buch.«

»Die Stadt hat 580.000 Einwohner, liegt im Norden der Nordinsel und ist die größte Stadt und das wichtigste Industriezentrum Neuseelands. Sie wurde auf dem Isthmus zwischen dem Pazifischen

Ozean und dem Tasman-Meer errichtet – auf den Hügeln von 63 erloschenen Vulkanen. Der Hafen Waitemata Harbour gehört zu den besten Naturhäfen der Welt…«

Der Parapsychologe lachte amüsiert. »Donnerwetter, Nicole, woher hast du denn das alles?«

»Als ich hörte, dass die Reise nach Auckland geht, habe ich mir im Hotel Dateline ganz schnell einen Prospekt von Neuseeland geben lassen«, gab Nicole Duval mit einem schelmischen Lächeln zurück.

»Ich dachte, es könne nicht schaden, mal einen Blick hineinzuwerfen.«

»Schadet wirklich nicht«, erwiderte Zamorra. »Darf ich den Prospekt mal sehen?«

Nicole grub das leporellogefalzte, mit bunten Bildern bedruckte Papier aus ihrer Handtasche.

»Sehenswürdigkeiten«, las Zamorra. »Vom über zweihundert Meter hohen Mount Eden hat man einen herrlichen Rundblick über die Stadt. Den werden wir erklimmen, einverstanden?«

Nicole nickte. »Natürlich dürfen wir auch einen Bummel auf der Queen Street, der Hauptgeschäftsstraße, nicht versäumen…«

Sie schmiedeten Pläne, was sie in Auckland alles tun und besichtigen würden, weil sie keine Ahnung hatten, was in Auckland tatsächlich auf sie wartete.

Bald darauf waren die Landepisten des Flughafens von Mangere zu sehen. Die Maschine sank darauf nieder.

Ein Taxi brachte Professor Zamorra und seine Sekretärin nach Auckland. Das waren zwanzig Kilometer. Zwei Zimmer in Bill Flemings Hotel waren von Zamorra telefonisch reserviert worden. Als sie dort eintrafen, war Bill gerade außer Haus. Sie hatten Zeit, auszupacken und in der Bar einen Drink zu nehmen.

Und dann kam Bill.

Wie ein Wirbelwind flog er in die Hotelbar. Lachend umarmte er Nicole Duval und Zamorra. Die Freude, die in seinen aufgeweckten Augen schimmerte, war absolut echt. Zamorra empfand genauso.

»Na, ihr beiden! Wahnsinnig nett, euch mal wiederzusehen!«, tönte der Historiker. »Ich werde euch später meine Freunde vorstellen. Lasst uns vorerst mal einen auf das Wiedersehen zur Brust nehmen.«

Bill enterte einen Hocker am Tresen und bestellte beim Keeper die Drinks.

»Wie war's auf Tonga? Erzählt!«, sagte er grinsend.

»Zuerst war's strapaziös. Aber dann war's paradiesisch«, sagte Nicole Duval. Sie nahm ihr Glas in die Hand.

»Auf unsere weltumspannende Freundschaft!«, sagte Bill und leerte sein Glas auf einen Zug.

»He, sag mal, bist du neuerdings unter die ernstzunehmenden

Alkoholiker gegangen?«, erkundigte sich Professor Zamorra erstaunt.

»Das ist der erste Tropfen Alkohol seit zwei Tagen«, verteidigte sich Fleming.

»Dann brauchen wir uns um dich also keine Sorgen zu machen«, meinte Zamorra.

»Überhaupt nicht«, gab Bill schmunzelnd zurück. »Und nun lasst euren Freund mal hören, was es auf Tonga für Strapazen gegeben hat.«

Zamorra erzählte lediglich die Fakten. Sie waren haarsträubend genug. Er schmückte nichts aus, sprach im Telegrammstil und war merklich erleichtert, als er dieses Thema beschließen konnte.

Fleming pfiff verblüfft durch die Zähne. »Scheint so, als würden deine Fälle dir nun schon nachlaufen. Nicht mal einen ungestörten Urlaub kannst du mehr verbringen, was?«

»Wir hatten unseren ungestörten Urlaub«, sagte Zamorra. »Danach.«

»Noch einen Drink?«, fragte Bill, als Zamorra ausgetrunken hatte.

»Nein danke«, sagte der Professor.

»Nicole?«

»Ich auch nichts mehr, Bill.«

»Ich freue mich wahnsinnig, dass ihr nach Auckland gekommen seid«, sagte der Historiker und rieb sich die Schenkel.

»War doch Ehrensache«, sagte Zamorra.

Bill betrachtete seine Schuhspitzen. »Ehrlich gesagt, ich hab' dir dieses Telegramm mit einem gewissen Hintergedanken geschickt!«

Zamorra zog vorwurfsvoll die Brauen zusammen. »Jetzt solltest du dich aber ein wenig schämen, Bill!«

»Da tu' ich bereits. Merkt man das nicht?«

»Nicht deutlich genug.«

»Ich kann ja noch mit den Zähnen knirschen, wenn du darauf Wert legst«, sagte Bill.

»Ich lege mehr Wert auf deinen Hintergedanken. Lass den dicken Hund von der Leine«, verlangte Zamorra.

»Nun, so dick ist dieser Hund vermutlich gar nicht. Ich hab' dir doch in meinem Telegramm mitgeteilt, dass ich hier an einer Expedition teilnehme. Meine Freunde sind alles patente Kerle. Alles Amerikaner. Fabian Granger finanziert das Ganze. Ihm gehören ein paar Illustrierte. Er wird die Südsee-Expedition natürlich auf publizistischem Gebiet mächtig ausschlachten. Dagegen ist nichts einzuwenden. Die Leute lesen gern von solchen Abenteuern. Fabian hat sich verschiedene Unterlagen verschafft. Aus denen geht hervor, an welcher Stelle wann was für ein Schiff gesunken ist. Wir wollen diese Stellen der Reihe nach aufsuchen und mal ein bisschen nach der Vergangenheit sehen. Als Historiker interessiert mich so etwas natürlich brennend…«

»Soviel ich weiß, bist du kein besonders guter Taucher«, sagte Zamorra.

»Du darfst das nicht so wörtlich nehmen, wenn ich sage, wir tauchen. Ich werde zwar dabei sein, wenn die Brüder in die Tiefe gehen, aber ich will denen, die's können, keine Konkurrenz machen, das ist klar. Ich werde an Bord auf das warten, was die Kumpels vom Meeresgrund hoch holen… Wie gesagt, es geht um mehrere gesunkene Schiffe: Das erste, um das wir uns kümmern, liegt vor der Küste von Auckland. Es soll ein wahres Kunstwerk an Bord haben. Und genau wegen dieses Kunstwerks habe ich dir das Telegramm geschickt und gehofft, du würdest meinem Ruf, hierher zu kommen, sofort Folge leisten.«

»Um was für ein Kunstwerk handelt es sich?«, fragte Professor Zamorra sogleich neugierig.

»Götzen, Geister, Dämonologie und alles das ist doch dein Metier«, sagte Fleming, ohne auf Zamorras Frage direkt einzugehen.

Nicole Duval drehte die Augen zur Decke und seufzte. »Ich hätte es mir denken können, dass es auch diesmal keine Vergnügungsreise werden würde. Darf ich nun doch noch einen Drink haben?«

»Bestell dir, was du willst«, nickte Bill Fleming. Dann wandte er sich wieder Zamorra zu. »Möchtest du ein bisschen was von Neuseeland hören, Amigo?«

»Erachtest du das für wichtig?«

»Ja.«

»Dann schieß los«, sagte Zamorra.

»Neuseeland ist ein junges Land, das erst seit etwa tausend Jahren von Menschen bewohnt wird. Die ersten Bewohner waren Maoris. Die Herkunft des Maori-Volkes liegt im dunkeln. Ist für uns auch nicht weiter wichtig. Wichtig hingegen ist, dass sich dieses Volk stets vor einem schrecklichen Dämon gefürchtet hat. Sein Name war Sarra. Sie brachten ihm Menschenopfer dar, um ihn gnädig zu stimmen. Eines Tages soll er einem ganzen Stamm erschienen sein. Ein Scheusal in Menschengestalt. Mit einem mächtigen Drachenschädel auf den Schultern. Er soll damals ein schreckliches Blutbad unter den Eingeborenen angerichtet haben.«

»Aus welchem Grund?«, fragte Zamorra.

Bill Fleming hob die Schultern. »Das geht aus meinen geschichtlichen Unterlagen nicht hervor. Vielleicht war es reine Mordlust, die den Dämon bewog, über die armen Maoris herzufallen. Jedenfalls hat ihn seit jener Zeit niemand mehr zu Gesicht bekommen. Die Angst der Maoris verflüchtigte sich über die Generationen allmählich. Aber sie verschwand niemals ganz. Die Eingeborenen lebten mit der ständigen Furcht, Sarra könnte eines Tages wiederkommen.«

»Ist er wiedergekommen?«, erkundigte sich Nicole Duval, die Bill Flemings Erzählung gespannt verfolgt hatte.

»Nein«, antwortete der Historiker. »Jedenfalls nicht so wie damals«, schränkte er ein.

»Sondern?«, fragte Zamorra aufhorchend.

»1642 kam es zur europäischen Besiedlung von Neuseeland«, sagte Fleming ernst. »Der holländische Seefahrer Abel Tasman – nach ihm ist die australische Insel Tasmanien benannt – betrat als erster Europäer neuseeländischen Boden. 1769 kam der Engländer Captain James Cook hierher. Zur gleichen Zeit erforscht der französische Seefahrer De Surville die Nordküste. 1814 wird Neuseeland ein Stützpunkt der Wal- und Robbenfänger. 1840 wird die Stadt Wellington gegründet. Um dem wachsenden französischen Einfluss entgegenzuwirken, wird das Land für die britische Krone annektiert. 1848 gibt ein Mann namens Elias Keene seinen Beruf in England auf. Er war der grausamste Henker, den England jemals hatte. Keene verlässt seine Heimat und lässt sich auf Neuseeland nieder. Er beauftragt einen begnadeten Künstler, ihm aus Stein eine Figur nach seinen Angaben zu meißeln. Als der Bildhauer erkennt, was er geschaffen hat, nimmt er sich in einem Anfall von Sinnesverwirrung das Leben. Keene lässt die Figur, die Sarra, den Dämon, darstellt, in den Keller seines Hauses schaffen. Der Henker von London vertieft sich in das Studium der Dämonologie und der Schwarzen Magie. Es heißt, dass es ihm gelang, Sarra zum Leben zu erwecken. Und er brachte diesem Götzen von nun an laufend Menschenopfer dar, wie es früher die Maoris getan hatten…«

»Eine recht interessante Geschichte«, nickte Zamorra beeindruckt.

»Ich bin noch nicht fertig«, sagte Bill Fleming. Er war aufgeregt.

Kleine rote Flecken leuchteten auf seinen Wangen.

Nicole schlug ihre langen Beine andersrum übereinander. Sie hielt ihr halb volles Glas in der Hand und wartete gespannt darauf, dass Bill fortfuhr.

»Immer mehr Menschen verschwanden auf geheimnisvolle Weise«, erzählte Bill. »Eines Tages wurde es den Bewohnern von Auckland zu bunt. Sie wussten, wohin diese Menschen verschwunden waren, und sie beschlossen, etwas gegen Elias Keene und seinen gefährlichen Dämon zu unternehmen. Mit Hilfe der Weißen Magie gelang es ihnen, in das Haus des alten Henkers einzudringen. Es gelang ihnen, den Verbündeten des Dämons zu töten. Dann holten sie Sarras Statue aus dem Keller. Sie belegten den steinernen Götzen mit unzähligen Bannsprüchen und nahmen ihm so die Möglichkeit, zu neuem Leben zu erwachen. Sie brachten das steinerne Scheusal auf ein Segelschiff, fuhren damit aufs Meer hinaus, schlugen das Schiff leck und versenkten es so mit seiner unheimlichen Ladung für immer in der See. Niemand hat es seither gewagt, nach der Statue zu suchen. Wir werden das Wagnis auf uns nehmen. Und damit es zu keiner Panne

kommt, habe ich dich gebeten, hier herzukommen.«

Zamorra schmunzelte. »Solche Worte hört man relativ selten aus deinem Mund, Bill.«

»Wieso?«

»An und für sich bist du doch derjenige, der selbst die geheimnisvollsten Fälle durch reine Logik zu erklären versucht.«

Bill schaute Zamorra ernst in die Augen. »Du bist für mich nichts weiter als eine Sicherung. Ich will mir später keine Vorwürfe machen müssen, falls es zu irgendeiner geheimnisvollen Panne kommen sollte. Im allgemeinen stellt für mich Sarra lediglich ein einmaliges bildhauerisches Kunstwerk dar. Zu schade, um dort auf dem Meeresgrund ein unbeachtetes Dasein zu fristen. Ich finde, Kunstwerke gehören in Museen ausgestellt. Damit die Leute sie sehen und bewundern können.«

»Bill!«, rief plötzlich jemand vom Eingang der Hotelbar herüber.

»He, Bill!«

Fleming drehte sich auf dem Hocker um. Der Mann in der Tür war ein Meter achtzig groß, elegant, achtundzwanzig Jahre alt, mit dem Gesicht eines Filmstars.

»Das ist Fabian Granger, der Leiter der Expedition«, sagte Fleming.

»Ehrlich gesagt, den habe ich mir ganz anders vorgestellt«, meinte Nicole Duval.

»Wie denn? Alt? Eingetrocknet? Hässlich?«, fragte Bill.

»Ungefähr so – ja.«

Fleming winkte Granger herbei. »Fabian, ich möchte dich mit meinen besten Freunden bekannt machen: Nicole Duval und Professor Zamorra.«

Fabian ließ die Brauen nach oben schnappen. »Ah, der Schädlingsbekämpfer und seine reizende Assistentin!«

Er drückte den beiden mit einer ungestümen Herzlichkeit die Hand. »Hat Ihnen Bill schon von unseren Vorhaben erzählt, Professor?«

»Er ist soeben damit fertig geworden.«

»Was halten Sie als Fachmann von Sarra?«

»Ich halte ihn für gefährlich«, sagte Zamorra.

»Im Ernst?« Fabian Granger tänzelte nervös von einem Bein auf das andere. »Hören Sie, Professor, abbringen lasse ich mich von meinem Vorhaben jetzt nicht mehr. Ich habe bereits zuviel Geld in die Sache investiert. Da muss nun auch mal was herausschauen. Ich meine Berichte, Reportagen und so. Sarra scheint mir ein gutes Objekt für meine Illustrierten zu sein. Ein bisschen Grusel und Schauer für die Leser. Das hebt die Auflagenziffern, verstehen Sie? Werden Sie dabei sein, wenn wir Sarra aus seinem nassen Grab hoch holen?«

»Was geschieht mit dem steinernen Götzen, wenn Sie ihn geborgen haben?«, fragte Zamorra, statt auf Grangers Frage zu antworten.

»Tja, was geschieht mit ihm?«, lächelte Granger. »Wir dürfen ihn selbstverständlich nicht behalten. Niemand kann uns aber verwehren, dass wir über ihn schreiben, dass wir ihn filmen und fotografieren. Nur… wir dürfen ihn nicht mit nach Amerika nehmen. Ehrlich gesagt, das bedaure ich. Aber ich will mit den hiesigen zuständigen Stellen keinerlei Schwierigkeiten haben. Deshalb habe ich bereits heute morgen zwei verbindliche Verhandlungen mit dem Direktor des Ozeanographischen Instituts und mit dem Direktor des Amtes für Altertümer geführt. Man will uns Sarra für 24 Stunden überlassen. In dieser Zeit können wir mit ihm anstellen, was wir wollen. Anschließend müssen wir ihn unversehrt den Behörden übergeben. Er wird einen Ehrenplatz im kunsthistorischen Museum von Auckland kriegen. Und auf einer Inschrift wird stehen, dass Fabian Granger und seine Freunde ihn gefunden haben. Anschließend werden wir in der Nähe von Tahiti nach einer uralten Galeere tauchen, dann geht es weiter nach Samoa, Fidschi, Neukaledonien … Ich hoffe, dies wird die erfolgreichste Expedition, die jemals durchgeführt wurde. Presse, Film, Fernsehen werden das Publikum erst mal so richtig anheizen und dann über mehrere Monate hinweg auf Sparflamme warm halten. Was sagen Sie als seriöser Wissenschaftler zu meinen Plänen, Zamorra? Halten Sie mich für einen Phantasten?«

Zamorra schüttelte den Kopf. »Im Gegenteil, Mr. Granger. Ich halte Sie für einen gewieften Geschäftsmann, der genau weiß, was er will.«

Fabian Granger lachte begeistert.

»Bill, dein Freund gefällt mir, gefällt mir wirklich. Das ist keiner von diesen eingetrockneten Eierköpfen, die in finsteren Ecken über dicken alten Büchern brüten. Das ist ein Mann der Tat. Ein Praktiker. Ich mag solche Menschen. Ich hoffe, wir alle haben eine schöne Zeit hier in Auckland.«

»Es wird vor allem eine interessante Zeit werden«, sagte Bill Fleming.

Zutreffender wäre allerdings die Behauptung gewesen, dass es eine Zeit voll von Grauen und Schrecknissen werden würde, aber das konnte nicht einmal Professor Zamorra in diesem Moment vorausahnen.

***

Inspektor Ron Torres verschränkte die Arme vor der schwammigen Brust und blickte mit grimmiger Miene zum Fenster hinaus. Es stank nach kaltem Rauch in seinem kleinen Büro. Draußen schien die Sonne mit einer Intensität, die bei vielen Leuten so etwas wie Ferienstimmung auslöste. Torres seufzte schwer. Er war fünfundfünfzig. Sein Sohn hatte noch ein Jahr auf der Uni, dann war er fertig.

Ein mit Vorzug abgeschlossenes Jurastudium würde dann hinter ihm

liegen. Wieder seufzte Torres. Vielleicht machte er nächstes Jahr Schluss. Er wollte nicht mehr. Er hatte genug vom Polizeidienst, den er einstmals mit solcher Begeisterung ausgeübt hatte. Es war vorbei mit seiner Spannkraft. Etliche Misserfolge hatten Ron Torres allmählich mürbe gemacht.

Torres wandte sich vom Fenster ab.

Auf seinem Schreibtisch lag eine neue Vermisstenmeldung.

Phil Casa. Ein siebzehnjähriger Junge. Spurlos verschwunden.

Torres schüttelte müde den Kopf. Siebzehn Jahre. Sie waren fast immer so jung. Mal waren es Mädchen, dann wieder Jungen. Sie gingen vergnügt von zu Hause weg… und kamen nicht mehr nach Hause zurück. Kein Hinweis auf ihren Verbleib. Keine Spuren.

Nichts. Etwas löschte sie aus, als hätten sie niemals existiert.

Zuletzt landeten immer solche Meldungen auf Torres' Schreibtisch.

Und dem Inspektor oblag es dann, ein Kunststück fertig zu bringen, zu dem er nicht imstande war.

Einer seiner Mitarbeiter steckte den Kopf zur Tür herein. »Wie geht's, Chef?«

»Wenn ich sagte schlecht, wäre selbst das noch geprahlt«, knurrte Torres. Er schüttelte eine Tablette aus einem silbernen Schächtelchen, das er stets bei sich trug. Mit ein bisschen Speichel schluckte er das weiße Ding ohne Wasser.

»Ist es wieder die Galle?«, fragte der Sergeant.

»Ach was, die Galle. Das hier ist es!« Torres griff nach dem Blatt und schwenkte es mit grimmiger Miene. Der Sergeant trat ein. Er war ein kleiner Mann mit einem Oberlippenbärtchen, hellen Augenbrauen und einer roten Autounfallnarbe an der rechten Wange. Sein Name war Swensson. Er las den Bericht.

»Schon wieder einer«, sagte er, nachdem er das Blatt auf den Schreibtisch des Chefs zurückgelegt hatte. »Im heurigen Jahr schon der dritte Fall. Und wir haben erst Anfang Juni. Gibt es wieder keine Anhaltspunkte?«

»Vorläufig gibt es nur das hier«, sagte Ron Torres und wies auf die Meldung. Er lachte sarkastisch. »Ja, ja, mein Lieber. Auch ein neuer Misserfolg will erarbeitet sein.«

»Was werden Sie unternehmen, Chef?«

»Das Übliche. Erst mal die Eltern des Jungen aufsuchen. Sie kennen das ja zur Genüge. Der Vater sitzt einem mit versteinerter Miene gegenüber, um Haltung bemüht. Die Mutter weint sich die Augen aus dem Kopf. Man hat Mitleid mit den beiden und ist wütend, weil man ihnen nicht helfen kann. Oh, wie ich diesen Beruf, den ich einst so geliebt habe, heute hasse.«

»Sie sind trotz allem für diesen Beruf geschaffen, Chef«, behauptete Swensson.

»Finden Sie?«
»Ich weiß es, Chef.«
»Und ich sage Ihnen, dass Sie sich irren. Niemand, der sich jeden einzelnen Fall so zu Herzen nimmt wie ich, ist tatsächlich zum Polizisten geschaffen. Nun mach' ich das schon seit dreißig Jahren. Andere stumpfen in dieser Zeit ab. Sie tun nur noch einen Job. Gehen nach Feierabend nach Hause und denken nicht mehr an all das Elend, das ihnen während des Dienstes begegnete. Mich hingegen verfolgt das alles bis in meine tiefsten Träume hinein…«
Swensson schüttelte energisch den Kopf. »Ich finde trotzdem, dass Sie der bessere Polizist sind. Die Kälte eines Routiniers macht mir Angst.«
»Wissen Sie, was mir Angst macht?«
»Was?«
»Meldungen wie diese«, knurrte Inspektor Torres. Dann klopfte er dem Sergeant jovial auf die Schulter und verließ sein Büro.

***

Quay Street 4453 war die Adresse von Selma und Mortimer Casa.
Ein Gebäude, dessen verwitterte Front dem Waitemata Hafen zugewandt war. Inspektor Torres stieg langsam die Stufen hoch. Die Wohnung der Casas bestand aus sechs Zimmern und Nebenräumen. Ein dunkelhäutiges Dienstmädchen ließ den schwerfälligen Polizisten eintreten.
»Ich bin Inspektor Torres. Könnte ich Mr. oder Mrs. Casa sprechen?«
»Wenn Sie mir bitte folgen wollen, Inspektor«, sagte das hübsche Mädchen. Es trug ein mitternachtsblaues Kleid und eine winzige weiße Schürze. Ihr Blick war ernst. Sie machte sich anscheinend ebensoviel Sorgen um Phil wie die Eltern des Jungen.
Das Ehepaar Casa saß im Salon. Die Möbel waren mit Geschmack und Liebe ausgewählt. Selma Casas ordnende Hand war überall zu erkennen. Das Dienstmädchen kündigte den Besuch des Inspektors an und zog sich dann diskret zurück.
Torres drückte zuerst Mrs. Casa und dann Mr. Casa die Hand.
Phils Mutter war eine zerbrechlich wirkende Frau. Schmal und mit einer fast durchsichtigen milchweißen Haut versehen, gewiss oft kränklich, scheu und ihrem Mann in jeder Weise ergeben.
Mortimer Casa war an Robustheit und Vitalität kaum zu übertrumpfen. Sein Blick war fest und energisch. Sein Gesicht war markant, vermittelte einen gestrengen, manchmal unerbittlichen Eindruck. Er zog die Hand, die er Torres gereicht hatte, schnell wieder zurück und ballte sie. Weiß schimmerten die Knöchel unter der sonnengebräunten Haut. Casa war Leiter einer großen Bankfiliale in Auckland. Aus Furcht, seine depressive Frau könnte sich etwas antun, war er an diesem Tag zu Hause geblieben.

Casa bot dem Inspektor Platz an.

Torres seufzte mal wieder. Er war in einer schlimmen Lage. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass es keinen Sinn hatte, zu hoffen, solche verschwundene Jungen wiederzufinden.

Aber konnte Torres so etwas den verzweifelten Eltern sagen?

Selbstverständlich nicht. Was blieb ihm also anderes übrig, als zu einer Notlüge zu greifen, die ihn zwar verdross, aber unumgänglich war.

»Wir werden alles in unserer Macht stehende unternehmen, um Ihnen Ihren Phil unversehrt zurückzubringen«, sagte Ron Torres einleitend. Eine Redewendung. Niemand durfte sich daran klammern.

Eine solche Belastung hielt die Frau nicht aus.

Selma Casa schluchzte in ihr Taschentuch. Ihr Mann legte seinen Arm um ihre zuckenden Schultern und versuchte, sie mit ein paar optimistischen Sätzen zu trösten.

»Wir kriegen unseren Jungen bestimmt wieder, Selma. Ich nehme an, er hat eine Dummheit gemacht und wagt sich jetzt nicht – aus Angst vor Strafe – nach Hause.« Casa blickte den Inspektor voll an.

»Ich möchte, dass Sie den Jungen wissen lassen, dass ihm nichts geschieht, wenn er heimkommt. Ich bin schließlich sein Vater und kein Unmensch.«

»Ist es schon mal vorgekommen, dass er ohne Erlaubnis längere Zeit fortblieb?«, erkundigte sich der Inspektor.

»Es ist das erstemal. Deshalb sind wir beide ja so schockiert«, antwortete Mortimer Casa. »Phil ist ein mustergültiger Junge, müssen Sie wissen. Es gab bisher noch niemals Grund zu Klagen…«

»Doch«, seufzte Selma Casa. »Einmal hatten wir Ärger mit ihm…«

»So?«, schaltete sich Torres sogleich ein. »Weshalb denn?«

»Er kam betrunken nach Hause. Ein Junge in seinem Alter… Mein Mann hat ihm das Versprechen abgenommen, dass er uns künftighin so nicht mehr unter die Augen treten würde.«

»Hat er sich daran gehalten?«, wollte Torres wissen.

»Natürlich«, sagte Mortimer Casa ernst. Es klang so, als würde er entrüstet sagen: *»Was denken Sie denn von unserem Sohn?«*

Der Inspektor ließ sich erzählen, was bereits aus der Meldung, die ihn erreicht hatte, hervorgegangen war. Er wollte es von den Eltern noch mal hören. Manchmal kamen noch kleine Hinweise hinzu, die vorher durch irgendwelche Umstände unter den Tisch gefallen waren. Diesmal gab es jedoch kaum etwas.

Torres ging.

Und sein Instinkt sagte ihm, dass er Phil Casa nicht wiederfinden würde.

***

»Wie tief ist es hier?«, fragte Professor Zamorra.

»Vierzig Meter«, gab Fabian Granger zurück.

Sie befanden sich etwa sechs Kilometer von der Küste entfernt.

Nach den ungenauen Angaben, die Granger zur Verfügung standen, sollte das alte Segelschiff hier irgendwo auf Grund liegen.

Nicole Duval lag in einem knapp sitzenden Bikini auf dem Achterdeck in der Sonne. Ein Mädchen unter sechs Männern. Sie genoss es, von allen bewundert zu werden. Es tat ihr gut, die heimlichen Blicke der Männer über ihren makellosen Körper gleiten zu spüren. Vielleicht machte das auch Zamorra ein wenig mehr aufmerksam auf sie.

Neben Bill Fleming, Fabian Granger und Professor Zamorra waren noch folgende Leute an Bord des Expeditionsschiffes: Henry Wayne, Taucher und Top-Journalist, Carl Nessy, Taucher und Kameramann, Mario Vadana, Taucher und Kunstexperte.

Soeben war Wayne im Wasser.

Granger stand mit dem Gewehr an der Reling.

In jeder fünften, zehnten und fünfzehnten Minute feuerte er einen Schuss ins Wasser, um Henry Wayne über den Ablauf der Zeit zu orientieren. Der dritte Schuss in der fünfzehnten Minute würde dann das kategorische Signal zur Rückkehr nach oben sein.

Granger blickte auf seine Uhr.

»Na«, sagte er und lud die Flinte durch. »Dann wollen wir unseren Freund wieder nach oben holen.«

Er ballerte ins Wasser. Der Schall des peitschenden Schusses lief in die Ewigkeit des Ozeans davon.

Wayne legte vorsichtshalber beim Aufstieg eine Rast von einigen Minuten in sechs und nochmals in drei Meter Tiefe ein. Als er die Wasseroberfläche erreichte, halfen sie ihm an Bord. Er keuchte, als er die Maske abnahm und das Mundstück des Atemgerätes zwischen den Zähnen aushakte.

»Nun?«, fragte Fabian Granger neugierig. »Was entdeckt, Henry?«

Wayne, ein bulliger Kerl, so robust wie ein gut trainierter Catcher, schüttelte energisch den Kopf. »Also da unten ist das Segelboot bestimmt nicht.«

»Dann suchen wir eben woanders«, sagte Granger mit einer steilen Falte über der Nasenwurzel. »So schnell geben wir nicht auf. Schließlich haben wir ja eben erst angefangen.«

***

Die Kovacs’ besaßen ein Haus nahe dem Myers Park. Inspektor Torres fand Mick auf der Terrasse. Micks Schwester Angel saß neben ihm in einem bequemen Korbsessel. Sie hörte klassische Musik vom tragbaren Tonbandgerät und strickte. Was es werden sollte war jetzt

noch nicht zu erkennen. Mick döste vor sich hin. Als er die Schritte des Inspektors hörte, fuhr er erschrocken hoch. Torres wies sich aus und nannte den Grund seines Besuches. Er setzte sich, ohne dazu aufgefordert worden zu sein.

»Diese Hitze bringt mich eines Tages noch um«, seufzte er. Mit einem schnellen Ruck riss er die Krawatte auf. »Könnte ich vielleicht ein Glas Wasser haben?«

Angel Kovacs erhob sich. Sie war zwei Jahre älter als Mick. Ihr Haar war lang und schwarz. Sie hatte ein hübsches Gesicht und schräggestellte, salzwasserfarbene Augen. Ihr Gang war graziös und geschmeidig. Das kam daher, weil sie mit großem Eifer die beste Ballettschule von Auckland besuchte. Ab und zu wirkte sie bei kleinen Theateraufführungen mit. Dass sie sich zu Spiritismus und Ockultismus auf eine seltsame Weise hingezogen fühlte, war eines ihrer streng gehüteten Geheimnisse.

Sie kam mit einem Glas Wasser wieder. Torres trank es auf einen Zug aus.

»Aah!«, machte er hinterher. »Das war gut. Wasser ist doch das beste von allen Getränken. Jeder Durstleidende wird Ihnen das bestätigen.«

Angel setzte sich wieder.

»Sind Sie allein, Sie beide?«, erkundigte sich Ron Torres.

»Ja«, sagte Angel. »Wieso?«

Torres zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Ich dachte, ich würde auch Ihre Eltern antreffen.«

»Wozu brauchen Sie sie?«, fragte Mick. Sein Blick war fahrig. Er schaute dem Inspektor niemals direkt in die Augen, sah immer an Torres vorbei, so als hätte er ein furchtbar schlechtes Gewissen. Dem alten Inspektor fiel das natürlich sofort auf.

»Eigentlich brauche ich sie gar nicht«, meinte Torres gelassen. »Sie, Mick, genügen mir.«

»Unsere Eltern befinden sich zur Zeit geschäftlich auf den Cook-Inseln«, erklärte Angel Kovacs. »Vater ist Rechtsanwalt. Einer seiner Klienten hat eine Erbschaftsangelegenheit zu regeln. Da Vater die Gewohnheit hat, niemals allein zu reisen, hat er Mutter mitgenommen.«

Torres nickte. »Und Sie beide halten inzwischen hier die Stellung, nicht wahr?«

»Was sollen wir sonst tun?«, fragte Angel. Sie nahm das Strickzeug wieder auf. Die Wolle, ein nilgrüner Ball, rollte vom Tisch. Torres bückte sich ächzend und hob ihn auf. Verlegen lächelnd klopfte er sich auf den Bauch.

»Zuviel Speck dran«, sagte er. »Das gute Essen. Was soll man machen?«

Mick wurde unruhig. Die Anwesenheit des Inspektors war ihm

sichtlich unangenehm.
»Zur Sache«, meinte Torres, und blickte Mick nun voll an. Der Junge wäre am liebsten in den Terrassenboden versunken »Ich war bei Phil Casas Eltern«, begann der gewichtige Polizeibeamte. »Nette Leute sind das. Der Vater ein robuster Mann, der redlich darum bemüht ist, seine zerbrechliche Frau zu trösten, obgleich er selbst Trost nötig hätte. Mrs. Casa hat sehr viel geweint.«
Mick klammerte sich an die Sessellehne, als befürchtete er, von der Sitzfläche zu rutschen.
»Man hat mir gesagt, dass Sie, Mick, und Phil Casa unzertrennliche Freunde sind.«
»Nun ja«, versuchte Mick abzuschwächen. »Wir stecken viel zusammen, das ist schon richtig…«
Torres hob eine Braue. »Das hört sich nach einem *Aber* an.«
»So? Nun, vielleicht sollte ich noch hinzufügen, dass es auch mal vorkam, dass Phil ohne mich unterwegs war.«
»Wissen Sie, mit wem er zusammen war?«, wollte Torres sogleich wissen.
Mick räusperte sich und verschränkte die Arme. »Mein Gott, Phil geht zur Schule, genau wie ich. Da gibt es viele Freunde, mit denen man sich mal trifft.«
»Wie war das gestern?«
»Da streiften wir ein wenig durch die Stadt.«
»Wann haben Sie sich getrennt?«, fragte Torres.
»Um neun. Hat Mr. Casa Ihnen das nicht erzählt?«
»Doch.«
Mick kniff ärgerlich die Augen zusammen. »Warum wollen Sie es dann von mir noch mal hören.«
Ron Torres lächelte entwaffnend. »Es besteht überhaupt kein Grund, sich aufzuregen, Mick. Wann kamen Sie nach Hause?«
»Viertel nach neun.«
»Waren Sie daheim, als er kam?«, fragte Torres das Mädchen.
»Nein. Ich war im Theater«, antwortete Angel.
Mick fletschte wütend die Zähne.
»Das hört sich verdammt nach einem Verhör an, Inspektor!«
»Oh, das tut mir aber leid. Das soll es wirklich nicht sein. Warum sind Sie so nervös, Mick?«
»Bin ich doch gar nicht. Wozu brauche ich ein Alibi für gestern Abend, he?«
»Brauchen Sie ja gar nicht«, erwiderte Torres lächelnd. »Wie kommen Sie denn auf die Idee?«
»Sie wollten wissen, wann ich gestern nach Hause kam. Ich sagte es Ihnen. Sie wollten das von Angel bestätigt haben!«
Torres hob mit einer harmlosen Miene die Schultern. »Das hat nichts

zu bedeuten, Mick. Wirklich nicht. Das bringt der Beruf so mit sich. Man stellt im Prinzip doch immer wieder dieselben Fragen. Nur die Antworten sind immer andere. Was sagte Phil, als Sie sich von ihm verabschiedeten?«

»Nichts sagte er«, antwortete Mick.

»Gar nichts?«, fragte Torres zweifelnd.

»Vielleicht hat er *tschüss* gesagt oder etwas in der Art. Ist das denn für Sie so wichtig?«

»Hatte auch er die Absicht, sofort nach Hause zu gehen?«

»Das nehme ich an.«

»Gesagt hat er es nicht?«

»Nein!«, sagte Mick aufbrausend. »Sagen Sie, warum quälen Sie mich mit Ihren Fragen? Ich gebe zu, es ist schlimm, dass Phil verschwunden ist, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Sie fragen, wo meine Eltern sind und ob meine Schwester bestätigen kann, dass ich gestern tatsächlich um Viertel nach neun zu Hause war. Denken Sie, dass Sie das weiterbringt?«

»Manchmal schon.«

»Statt viele Fragen zu stellen, halte ich es für sinnvoller, Phil zu suchen.«

»Okay. Ich suche ihn. Sie brauchen mir nur zu sagen, wo, Mick.«

Kovacs' Zunge huschte aufgeregt über die Lippen. »Wenn ich das wüsste, hätte ich ihn bereits selbst gesucht, und wahrscheinlich auch schon gefunden.«

»Tja, dann will ich hier nicht mehr länger stören«, sagte Torres und erhob sich. »Tut mir leid, dass ich Sie belästigen musste. Aber was soll ich machen? Ich bin nun mal auf die Hilfe anderer angewiesen…«

Angel nickte freundlich. »Das verstehen wir, Inspektor. Mick wollte bestimmt nicht so ruppig zu Ihnen sein. Es geht ihm nahe, dass Phil so plötzlich nicht mehr da ist. Er würde Ihnen ganz gewiss helfen, wenn er dazu imstande wäre.«

»Natürlich«, sagte Ron Torres. Aber er dachte: *Ich bin seit dreißig Jahren Polizist. Ich habe gelernt, zu erkennen, ob mir einer nichts sagen kann oder nichts sagen will. Dieser Junge da will mir nichts sagen. Und ich frage mich, warum nicht? Was verheimlicht er mir? Er hat Angst. Wovor?*

Der Inspektor hoffte, das zu einem späten Zeitpunkt herauszukriegen. Vorläufig verabschiedete er sich von Angel und Mick.

***

Sie setzten die Suche nach dem versenkten Schiff mit vier Wasserschlitten fort. Vier Männer im Tauchanzug. Sternförmig unterwegs.

»Die Schlitten vergrößern ihren Aktionsradius«, sagte Bill Fleming. Er lehnte an der Reling und rauchte eine Zigarette. Zamorra hatte vor

einigen Minuten Einsicht in Grangers dürftige Unterlagen genommen. Jeden Fischer, der ihnen begegnete, hatten sie gefragt, wo sie das versenkte Schiff finden könnten. Sechs Fischer – Sechs verschiedene Antworten.

Die Männer kehrten mit den Unterwasser-Schlitten zurück. Sie machten sie am Schiff fest und kletterten an Bord.

»Nichts«, sagte Granger enttäuscht. Und Wayne, Nessy und Vadana sagten dasselbe mit einem bestätigenden Kopfnicken.

Zwei volle Stunden beratschlagten sie, wie sie in Zukunft vorgehen sollten.

Granger schlug schließlich folgende Methode vor: »Wir begeben uns noch mal alle vier unter Wasser. Und wir verbinden unsere Körper mit einem dünnen, hundert Meter langen Seil, an dem wir uns nur auf Sichtweite voneinander entfernen. Und einer von uns führt diese Schwarmlinie nach dem Kompass.«

»Was willst du damit erreichen?«, fragte Henry Wayne.

»Auf diese Weise können wir ein weites Gebiet abstreifen.«

Sie machten es.

Doch weit und breit keine Spur von dem versenkten Schiff. Ebener Grund, Lehm- und Sandboden, auf dem den Tauchern nur dann und wann eine Oase der Meeresfauna und -flora begegnete, ganze Kolonien zarter Schwämme, sogenannter Elefantenohren.

Bill setzte sich seufzend neben Nicole. Zamorras Sekretärin schlug die Augen auf.

»Wie braun möchtest du eigentlich noch werden?«, fragte der Amerikaner schmunzelnd. »Ist gar nicht so gesund, so lange in der Sonne zu liegen. Kann man Hautkrebs davon kriegen.«

»Okay, okay. Ich geh' schon in den Schatten«, sagte Nicole und wechselte den Platz. »Was machen deine Freunde?«

»Die stellen das Meer auf den Kopf und können nichts finden«, sagte Fleming mit herabgezogenen Mundwinkeln. »Ehrlich gesagt, ich hab' fast schon Lust, ebenfalls über Bord zu gehen. Aber ich fürchte, ich wäre für meine Freunde keine allzu große Hilfe. Und zur Last fallen möchte ich ihnen auch nicht gerade.«

»Wann wurde das Schiff versenkt?«, fragte Nicole.

»1855«, sagte Bill. Knurrend fügte er hinzu: »Das ist aber auch schon das einzige, was wir genau wissen. Mit solch ungenauen Angaben, wie wir sie zur Verfügung haben, müsste eine ganze Armee von Tauchern mehrere Quadratkilometer des Meeresgrundes tagelang absuchen.«

»Wieso gibt es keine genauen Angaben?«, fragte Nicole.

Bill lachte bitter. »Das kann ich dir verraten. Angst heißt das Motiv. Die Leute, die Sarra hier herausbrachten, hatten Angst, für die Nachwelt genau niederzuschreiben, was sie taten. Vermutlich wollten sie um jeden Preis verhindern, dass dieser steinerne Götze jemals

wiedergefunden würde. Vielleicht haben sie sogar bewusst falsche Angaben gemacht, um das zu erreichen. Dann suchen wir nach der Statue hier bis zum Jüngsten Tag, ohne sie zu entdecken.«

Nicole ließ sich von Bill eine Zigarette geben. Er brannte zuerst ihr Stäbchen an, dann das seine.

Nicole meinte nachdenklich: »Man hat Sarra damals bestimmt mit irgendwelchen Dämonenbannern auf dem Schiff und somit auf dem Meeresboden fixiert.«

»Anzunehmen«, sagte Bill und blies den Rauch in den Wind. Die blaue Wolke zerfaserte sogleich.

»Wenn unsere vier Taucher Sarra finden«, überlegte Nicole Duval weiter, »müssen sie wahrscheinlich jene Dämonenbanner zerstören, um die Figur zur Wasseroberfläche hochbringen zu können. Besteht in einem solchen Fall nicht die Gefahr, dass Sarra wieder zu dem wird, was er einmal war?«

Bill kratzte sich hinter dem Ohr.

»Zamorra sagt, dass das passieren kann.«

Nicole hielt einen Moment die Luft an. Dann fragte sie hastig:

»Was dann, Bill?«

Fleming lächelte. »He, ich erkenne doch nicht etwa Angst in deinem hübschen Gesichtchen!«

»Man sollte auch an so etwas denken, Bill!«

»Zamorra hat ein prima Amulett. Damit kriegt er Sarra spielend unter Kontrolle.«

»Hoffentlich«, sagte Nicole Duval.

Bill meinte optimistisch: »Ich bin sicher, dass es zu nichts kommen wird. Sarra ist nicht die erste Dämonenstatue, die nach langer Zeit wiedergefunden wird. Mir ist kein einziger Fall bekannt, wo es irgendwelche unerklärliche Nebenerscheinungen gegeben hätte… Ich denke mir, das Böse, das in solchen Statuen wohnen soll, hält nichts von Abstellgeleisen. Es will nicht warten, bis es eines Tages wieder entdeckt wird. Deshalb zieht es sich zurück und taucht anderswo auf …«

»Vorausgesetzt, dass es die Möglichkeit hat, sich zurückzuziehen«, warf Nicole mit erhobener Hand ein. »Gute Dämonenbanner nageln das Böse für alle Zeiten auf einem bestimmten Platz fest.«

»Eigentlich diskutieren wir über ungelegte Eier«, schmunzelte Fleming. »Wie es im Moment aussieht, werden wir Sarra überhaupt nicht entdecken.«

»Ehrlich gesagt, ich wäre darüber nicht einmal besonders traurig«, bemerkte Nicole. Sie senkte den Blick. »Mir steckt immer noch in den Knochen, was uns Vihambata aufzulösen gab.«

Zamorra gesellte sich zu ihnen. Sie wechselten das Thema. Und dann kehrten die Taucher zum Schiff zurück. Granger war wegen des

neuerlichen Misserfolges verstimmt.

»Wisst ihr, was wir jetzt machen?«, sagte der Illustrierten-Mann, nachdem er sich seines Taucheranzuges entledigt hatte. »Jetzt fahren wir nach Auckland zurück. Vielleicht können wir uns an Hand einiger Anhaltspunkte an Land orientieren.«

Mit einem Sextanten und einer Bussole ausgerüstet, die vagen Aufzeichnungen neuerlich als Unterlage für sämtliche Messungen heranziehend, zog die Karawane die Küste entlang.

Und wieder fuhren sie aufs Meer hinaus.

Granger bezeichnete die errechnete Stelle mit einer gelben Boje.

Der Tag neigte sich allmählich seinem Ende entgegen und Granger trieb seine Freunde an.

Bill meinte zu Zamorra: »Eigentlich bin ich froh, dass ich nicht so gut tauche wie Wayne, Nessy und Vadana.«

Zamorra nickte. »Sie sind bereits merklich erschöpft. Granger sollte sie nicht noch mal hinunterschicken. Morgen ist schließlich auch noch ein Tag.«

Fleming zuckte die Achseln. »Ihre Sache. Wenn Sie sich von Granger noch mal ins Wasser jagen lassen, werde ich Sie davon nicht abzuhalten versuchen.«

»Es könnte einen Unfall geben«, sagte Zamorra.

»Sie müssen selbst wissen, wie viel Sie sich zutrauen können. Ich bin Naturwissenschaftler und Historiker. Getaucht habe ich bisher nur zu Hause in meiner Badewanne.«

Wieder gingen Granger und seine Freunde über Bord. Sie nahmen starke Scheinwerfer mit. Carl Nessy war außerdem noch mit seiner klobigen Unterwasserkamera bepackt. Mit kräftigen Flossenschlägen verschwanden die vier Männer. Bald konnten Bill Fleming und Professor Zamorra sie nicht mehr sehen.

Je tiefer die Taucher kamen, desto schlimmer wurde der Druck, den das Wasser auf sie ausübte. Granger führte seine Männer an.

Nessy paddelte zwei Meter hinter ihm. Er filmte Wayne und Vadana. Millionen von Luftbläschen strebten der Wasseroberfläche entgegen.

Fünfundzwanzig Meter.

Dreißig Meter.

Fabian Granger richtete den dicken Lichtstrahl seines Handscheinwerfers in die Tiefe. Fischschwärme nahmen vor ihm Reißaus.

Der Lichtschein kroch über den von Algen überwucherten Meeresboden.

Fünfunddreißig Meter.

Granger blickte auf seine große Taucheruhr. Lange durfte er mit seinen Freunden nicht mehr unter Wasser bleiben. Je tiefer sie kamen, desto mehr strengte sie jede Bewegung an.

Vierzig Meter.

Granger schob den dicken Lichtfinger vor sich her. Plötzlich stockte ihm der Atem. Sein Herz schlug aufgeregt gegen die Rippen. Die Freude über den Erfolg schnürte ihm die Kehle ab. Er machte den anderen ein Zeichen. Alle richteten den Strahl ihres Scheinwerfers in dieselbe Richtung. Das Licht riss ein Geisterwrack aus dem trüben Wasser. Längst hatte das Meer davon Besitz ergriffen. Der Ozean mit seinen unzähligen Pflanzen und Tieren hatte sich dieses alte Schiff buchstäblich einverleibt. Das Wrack war ein Teil der See geworden. Eine ehrfürchtige Freude erfasste die Männer. Das zweimastige Segelschiff hockte gespenstisch auf dem Meeresgrund. Es war über und über mit Schlamm bedeckt. Überall wucherte die Meeresfauna. Fische in prächtigen Farben und in jeder Größe hatten das Schiff zu ihrem Zuhause gemacht.

Die Männer schwammen näher an das Wrack heran. Groß, dunkel und drohend lag es auf dem Boden.

Eine unheimliche Strahlung ging von ihm aus. Carl Nessy filmte wie besessen.

Granger blickte nicht mehr auf seine Uhr. Die fünfzehn Minuten waren um.

Es wäre an der Zeit gewesen, an die Wasseroberfläche zurückzukehren. Doch keiner der Männer dachte jetzt daran. Ihre verbissenen Bemühungen hatten endlich Früchte getragen.

Fabian Granger spürte, wie das Wasser kälter wurde je näher er dem gespenstischen Teufelswrack kam. Er schrieb diesen Umstand einer kalten Wasserströmung zu.

Morsches Holz bildete den verwüsteten Schiffskörper.

Granger schwamm an eine der rabenschwarzen Luken heran und richtete seinen Scheinwerfer darauf.

Der Lichtstrahl fraß sich durch ein bleiernes Grau. Granger berührte das Schiff. Plötzlich war ihm, als hätte er einen elektrischen Schlag erhalten. Unwillkürlich zuckte er zurück. Angst kroch in seine Glieder. Etwas würgte ihn im Hals. Mit einemmal fiel ihm ein, wie lange er und seine Freunde sich schon unter Wasser befanden.

Es war höchste Zeit, umzukehren.

Ein dumpfer Knall erreichte die Taucher.

Professor Zamorra hatte oben einen Schuss abgefeuert, um die Männer zurückzurufen.

Granger ließ den Lichtstrahl noch schnell durch das düstere Grau gleiten.

Von Sarra war nichts zu sehen. Granger machte seinen Freunden ein Zeichen, sie sollten umkehren.

Plötzlich bäumte sich Vadana auf. Ein heftiges Zucken lief durch seinen Körper. Er schien den enormen Strapazen nicht mehr

gewachsen zu sein. Vielleicht war auch die zunehmende Kälte daran schuld, dass der Kunstexperte in diesem Augenblick schlappmachte.

Wayne und Granger schwammen auf den Zuckenden zu. Carl Nessy war ein Mann, der keine Sensation ausließ. Er filmte den Schwächeanfall des Freundes in jeder Phase.

Granger und Wayne paddelten mit Vadana nach oben. Der Kunstexperte hatte bereits das Bewusstsein verloren.

Schlaff hing er zwischen seinen Rettern.

Wayne wollte in einem Tempo bis an die Wasseroberfläche durchziehen, aber das ließ Granger nicht zu. Er zwang Wayne, die Zwischenstationen einzuhalten. Noch ein Ausfall wäre jetzt nicht gelegen gekommen. Endlich erreichten sie ihr Ziel.

Zamorra und Bill Fleming kümmerten sich sofort um Vadana.

»Verdammt, wieso seid ihr so lange unten geblieben?«, fragte Bill vorwurfsvoll.

»Wir haben das Wrack gefunden«, sagte Granger atemlos. Nicole Duval half ihm aus der Taucherkombination. Zamorra und Fleming trugen Vadana unter Deck.

Granger gab dem Ohnmächtigen eine Spritze. Vadana war ein schmächtiger Mann mit einem schmalen Gesicht und zarten, fast weiblichen Händen.

Die Dämmerung ging in den Abend über. Zamorra knipste die Beleuchtung an. Keiner sprach über das Wrack. Alle warteten gespannt darauf, dass Vadana wieder die Augen aufschlug.

Plötzlich geschah etwas, das die Anwesenden entsetzte. Vadanas bleiches Gesicht verfärbte sich fast schlagartig. Es wurde giftgrün.

Ein unheimliches Knurren kam aus Vadanas Kehle. Er fletschte die Zähne wie ein gereiztes Tier Und dann schlug er die Augen auf.

Nessy prallte vor diesem Blick mit einem heiseren Aufschrei zurück.

»Mein Gott, was ist das?«, schrie der Kameramann verstört.

Blutrot waren Vadanas Augen.

Dumpf und dämonisch klang seine Stimme, als er rief: »Ich werde dich töten, Carl! Ich werde dich töten!«

***

Der Spuk war sofort wieder vorbei. Die giftgrüne Färbung der Wangen verlor sich. Vadana entspannte sich, schloss die Augen, seufzte.

Und als er die Augen wieder öffnete, waren sie rehbraun, so wie sie es immer gewesen waren.

Granger schluckte heftig. Er schaute Zamorra überwältigt an. »Liebe Güte, Professor. Wenn wir nicht alle dasselbe gesehen hätten, würde ich jetzt an meinem Verstand zweifeln.«

Nessy starrte Zamorra mit sorgenvoller Miene an. »Was war das eben,

Professor?«

Zamorra hob die Schultern. »Ich habe dafür nur eine einzige Erklärung.«

»Welche?«, fragte Henry Wayne, der genauso geschockt war wie die andern.

»Sarra hat aus Vadana gesprochen«, erwiderte Zamorra.

»Aber… Aber wie kann er das denn?«, fragte Granger verwirrt.

»Unser Schiff befindet sich in seinem Strahlenbereich, nehme ich an«, sagte Zamorra.

»Heißt das, dass Sarra in jeden von uns eindringen kann?«, wollte Granger wissen.

Zamorra schüttelte den Kopf. »Er hat sich den geschwächtesten Körper ausgesucht, weil er gegen unseren Willen vermutlich im Augenblick noch nichts ausrichten kann.«

»Was heißt im Augenblick?«, fragte Granger aufhorchend.

»Wenn ihr ihn erst mal von dort unten losgeeist habt, wird er sich vermutlich wesentlich wirkungsvoller entfalten können.«

Vadana setzte sich verwirrt auf. »Darf ich auch erfahren, worum es geht?«

Granger schaute schnell in die Runde, dann wandte er sich Vadana zu. »Was willst du denn erfahren? Du hast schlappgemacht. Wir haben dich hochgehievt. Da bist du. Und es geht dir wieder gut – nehme ich an.«

»Es wird langsam wieder«, nickte Vadana.

»Damit du's weißt, morgen gehst du nicht mehr mit runter!«

»Bis morgen bin ich längst wieder auf dem Damm.«

»Auf dem Damm und an Bord«, sagte Fabian Granger entschieden. »Du bist zwar ein ausgezeichneter Taucher, aber du bist nicht so robust wie Henry und Carl.«

»Habt ihr Sarra gesehen?«, wollte Vadana wissen.

Wieder schaute Granger von einem zum anderen, ehe er antwortete: »Nein. Nein, wir haben ihn nicht gesehen.«

Vadana beobachtete Nessy. Der Kameramann nahm sich einen dreistöckigen Bourbon. Zitternd goss er ihn in sein Glas.

»Irgend etwas ist passiert!«, stellte Mario Vadana fest. »Ihr verheimlicht mir etwas!«

»Unsinn«, sagte Granger. »Was sollten wir dir denn verheimlichen?«

»Ihr seht mich alle so komisch an!«, behauptete Vadana.

»Quatsch. Das bildest du dir doch bloß ein. Wenn man für einige Zeit weg war und dann wieder zu sich kommt, hat man den Eindruck, alle Menschen würden einen anstarren.«

Nessy trank den Bourbon wie Wasser.

»Kann mir einer sagen, was mit Carl los ist?«, fragte Vadana hartnäckig.

»Nichts. Gar nichts ist mit ihm los«, behauptete Granger.
»Er ist bleich wie ein Toter und er zittert am ganzen Körper. Und du sagst, er ist okay!«, schrie Vadana ärgerlich. »Verdammt noch mal, warum hörst du nicht auf, mich wie einen Verrückten zu behandeln?«
Granger nickte. »Okay, Mario. Entschuldige. Bitte beruhige dich. Professor Zamorra wird dir erzählen, was vorgefallen ist. Professor…«
Vadanas Augen pendelten sich auf Zamorra ein.
Der sagte: »Sarra war hier, Mario. Für einen ganz kurzen Moment.«
Vadana riss die Augen auf. »Das ist ja ein Ding. Er war hier? Wo hier?«
»Er… Er war in Ihnen!«, sagte Zamorra ernst.
Vadana schluckte trocken. »Sie machen doch hoffentlich keine makabren Scherze mit mir, Zamorra.«
»Ich erzähle lediglich, was vorgefallen ist«, gab Zamorra kalt zurück.
»Er war also in mir«, knurrte Vadana. »Und was hat er da gemacht?«
»Er hat Carl Nessy angekündigt, dass er ihn töten wird.«
»Ich verstehe. Und dann?«
»Dann verschwand er wieder. Gleich darauf erwachten Sie aus Ihrer Ohnmacht.«
»Haben Sie eine Erklärung dafür, weshalb er sich ausgerechnet mich ausgesucht hat?«, fragte Vadana, während er sich nervös den Schweiß von der Stirn wischte.
Zamorra teilte dem Kunstexperten seine Vermutung mit. Vadana nickte. »Und wie ernst muss man diese Drohung nehmen, die Sarra durch meinen Mund ausgesprochen hat?«
»Ich habe keine Ahnung, wie er es anstellen wird, aber ich bin sicher, dass er versuchen wird, seine Drohung Wahrzumachen.«
Nessy brauchte darauf noch einen Drink. Zamorra wandte sich an ihn: »Verzeihen Sie, Carl. Aber es wäre falsch, in dieser Situation die Unwahrheit zu sagen.«
»Schon gut, Professor«, sagte Nessy. Seine Stimme klang, als würde jemand über Sandpapier kratzen.
»Warum Carl?«, fragte Granger verwundert. »Ich meine, wenn er einen Grund hätte, jemandem mit dem Umbringen zu drohen, dann mir. Ich war schließlich dem Wrack dort unten am nächsten.«
»Vielleicht hat er was gegen Kameramänner«, sagte Nessy mit verkniffenen Zügen. »Eine Frage, Professor Zamorra.«
»Ja, Carl?«
»Wird er’s schaffen?«
Zamorra holte tief Luft »Ich bin leider kein Hellseher, Carl. Ich kann Ihnen nur versprechen, dass ich alles unternehmen werde, um Sie vor diesem Dämon zu beschützen.«
Henry Wayne nagte nachdenklich an seiner Unterlippe. »Ich habe auf einmal kein gutes Gefühl mehr bei dieser Angelegenheit. Ich weiß

nicht recht, Fabian… Sollten wir die Sache nicht lieber abblasen? Soll doch diese verdammte Steinfigur dort unten auf dem Meeresgrund bleiben. Hauen wir lieber ab, solange noch nichts passiert ist. Es warten noch genügend andere Aufgaben auf uns. Lohnendere Aufgaben, die nicht so gefährlich sind wie diese hier.«

Granger blickte Wayne ärgerlich an. »Hör mal, wir dürfen uns durch diesen Schreckschuss doch nicht ins Bockshorn jagen lassen, Henry. Willst du wirklich so klein beigeben? Wir werden es diesem verfluchten steinernen Burschen dort unten zeigen. Zamorra wird ihm den Teufel aus dem Leib treiben, und wir werden ihn da abliefern, wohin er gehört. Die vom Museum warten ja schon auf ihn. Ich gebe zu, er hat uns mit seinem kleinen Spuk ein bisschen durcheinander gebracht. Aber richtige Angst kann er uns doch damit nicht machen, oder? Mir jedenfalls nicht. Was sagst du dazu, Bill?«

Fleming antwortete ohne Zögern: »Ohne Zamorra würde ich auf jeden Fall die Finger davon lassen.«

Granger nickte zufrieden. »Das ist eine Antwort nach meinem Geschmack. Carl?«

Nessy presste die Kiefer angriffslustig zusammen. »Ich bin dafür, dass wir ihn heraufholen, damit ich ihm ins Gesicht spucken kann!«

»Was sagt ihr zu Carl?«, lachte Granger. »Er ist schon wieder obenauf. Mario?«

»Ich bin dafür, dass wir die begonnene Sache zu einem Ende bringen. Und zwar zu einem Ende, wie wir es uns vorgestellt haben.«

Granger schlug dem Kunstexperten auf die Schulter. »Bravo, Mario. Bravo. Und nun zu Ihnen, Miss Duval. Wie stehen Sie unserem Problem gegenüber? Sollen wir aufgeben oder weitermachen? Sollen wir Sarra unten lassen oder heraufholen, damit ihn die Menschheit im Museum bewundern kann?«

Nicole lächelte. »Ich habe dazu zweierlei Meinungen.«

»Lassen Sie beide hören«, verlangte Granger.

»Als gefühlsbetonte Frau bin ich eher dafür, dass Sie Sarra da lassen, wo er jetzt ist. Hundert Jahre haben bewiesen, dass er da recht gut aufgehoben ist und keinen ernsthaften Schaden anrichten kann. Als Professor Zamorras Assistentin bin ich jedoch dafür, dass Sie den steinernen Götzen aus seinem nassen Grab holen. Es ist nämlich zu befürchten, dass es sonst jemand anders tut, wenn Sie es bleiben lassen. Und wenn die anderen Leute dann nicht auf die Hilfe eines Mannes wie Professor Zamorra hoffen können, kann es zu einer Katastrophe kommen.«

»Na, dann ist ja alles klar!«, rief Granger aus und klatschte erfreut in die Hände. »Gleich morgen beginnen wir mit Sarras Bergung.«

***

Auch Angel Kovacs war aufgefallen, dass mit Mick irgend etwas nicht stimmte. Er aß keinen Bissen, hockte nur auf der Terrasse, starrte vor sich hin und sagte keinen Ton. Angel kannte ihren Bruder. Wenn sie ihm Fragen gestellt hätte, hätte sie entweder keine oder bloß bissige Antworten erhalten. Sie zog es vor, ihn in Ruhe zu lassen. Er hatte Vertrauen zu ihr. Wenn er sich mit einem Problem an sie wenden wollte, würde er dies schon allein tun.

Der Tag verging, ohne dass Mick ein einziges Wort an seine Schwester gerichtet hätte.

Erst als es Zeit fürs Zubettgehen war, sagte er: »Gute Nacht, Angel.« Ohne ihre Antwort abzuwarten, zog er sich zurück. Als er die Tür erreichte, rief Angel ihn. Er blieb stehen, drehte sich aber nicht um.

»Ich denke, dass zwischen uns immer alles klar war, Mick«, sagte Angel ernst. »Deshalb glaube ich, dass es eigentlich nicht nötig wäre, darüber zu sprechen. Trotzdem tu' ich es nun: Ich möchte, dass du weißt, dass ich immer für dich da bin, kleiner Bruder.«

»Danke, Angel«, sagte Mick krächzend. »Danke. Aber ich brauche niemandes Hilfe.«

»Um so besser.«

»Gute Nacht, Angel«, sagte er noch einmal.

»Gute Nacht, Mick. Und… schlaf gut.«

Er nickte und schloss gleich darauf die Tür hinter sich. Im Bad rumorte er nur wenige Minuten. An anderen Tagen war er da eine halbe Stunde drinnen. Angel hörte Mick auf sein Zimmer gehen. Dann hielt die Stille Einzug in das Haus.

Das Mädchen erhob sich.

Sie begab sich zu ihrer Schallplattensammlung, ihre schlanken Finger tänzelten über die zahlreichen, alphabetisch geordneten LPs. Bei Chopin blieb sie hängen. Nachdenklich legte sie die Platte auf den schwarzen Teller. Der Tonarm setzte automatisch auf. Ein kurzes leises Knacken in den Stereoboxen. Dann erfüllte herrliche Klaviermusik das Wohnzimmer.

Angel dachte an Mick. Sie nahm sich einen Drink. Ihr war heiß, deshalb drückte sie das kühle Glas an ihre Wange.

Bisher hatte sie immer gedacht, in Mick wie in einem offenen Buch lesen zu können.

Auf einmal klappte das nicht mehr. Das Buch hatte sich selbst geschlossen. Und Angel machte sich irgendwie Sorgen wegen des nächsten Kapitels.

Hatte Mick etwas mit Phils Verschwinden zu tun? Angel konnte sich das nicht vorstellen. Ihr Bruder war zwar für jeden Lausbubenstreich zu haben, aber bei solchen Dingen setzte sein Gewissen ein.

Da machte er bestimmt nicht mit.

Angel trank, hob den Kopf und blickte zur Decke. Dort oben lag jetzt

Mick in seinem Bett. Zusammengerollt wie ein junger Kater. Ob er schlafen konnte? Oder ob der Kummer es ihm unmöglich machte, die Augen zuzumachen?

Angel liebte ihren Bruder. Sie hätte ihm gern geholfen. Aber wie kann man jemandem helfen, der sich nicht helfen lassen will?

Sie spielte beide Plattenseiten ab. Dann löschte sie das Licht im Livingroom, um ebenfalls zu Bett zu gehen.

Angel entkleidete sich im Bad. Sie betrachtete sich im Spiegel. Kein Gramm Fett war an ihr. Die Brüste waren nicht sonderlich groß, aber das waren sie bei allen Ballettratten nicht. Sie war mit ihrer schmalen Taille und den vollen Schenkeln zufrieden. Lächelnd sagte sie leise zu ihrem Spiegelbild: »Der Mann, der das alles einmal kriegt, kann sich dazu gratulieren.«

Nun streckte sie sich die Zunge heraus.

»Eingebildet bist du wohl gar nicht was?«, fragte sie sich. Nackt glitt sie unter die nadelfeinen Strahlen der Dusche. Anschließend schlüpfte sie in einen flauschigen Frotteemantel. Das Abreiben belebte sie. Mit einemmal hatte sie nicht mehr den Wunsch, zu Bett zu gehen.

Auf dem Weg zu ihrem Zimmer kam sie an Micks Tür vorbei. Sie blieb stehen, neigte sich vor, lauschte. Da war ihr, als hörte sie Mick schwer atmen. Dann keuchte er. Plötzlich vernahm sie ein tiefes Schluchzen.

Besorgt öffnete sie die Tür.

Sie machte kein Licht. Mick warf sich in seinem Bett hin und her.

Sein Gesicht war klatschnass. Ein furchtbarer Traum schien ihn zu quälen.

Angel wollte ihn von dieser Folter erlösen, wollte ihn wecken.

Hastig huschte sie auf Micks Bett zu. Aus Micks geschlossenen Augen quollen dicke Tränen. Sein Gesicht war verzerrt. Jetzt öffnete sich sein Mund. Er begann unverständliches Zeug zu brabbeln, wurde immer lauter, immer unruhiger.

Er schlug um sich, als müsse er sich eines Angreifers erwehren.

Zitternd ballte er die Fäuste.

»Phil!«, sagte er mit einemmal deutlich.

Angel stutzte. Ob sie nun erfuhr, was Mick am Tag nicht erzählen wollte?

»Phil, komm wieder!«, stöhnte Mick verzweifelt. »Die fünfzehn Minuten sind um. Was machst du noch in diesem verdammten Haus? Phil? Phil, wo bist du? Was tut er mit dir? Warum lässt er dich nicht mehr fort?«

Mick warf sich herum. Er boxte das Kissen, rollte sich auf den Bauch, keuchte, jammerte, stöhnte.

»Ich hab' das nicht gewollt, Phil!«, kam es später aus Micks Mund.

»Wenn ich das gewusst hätte… Und ich hätte dich nicht im Stich

gelassen. Bestimmt nicht!«

Was war vorgefallen? Angel erschauerte. Sie setzte sich auf die Bettkante. Ihr besorgter Blick ruhte auf dem rastlosen Bruder. Kein Zweifel, Mick machte sich schwere Vorwürfe. Was war geschehen?

Mick seufzte: »Ich gebe auf, Phil. Du hast die Wette gewonnen… Ja, du bist mutiger als ich. Lach mich aus. Es stört mich nicht. Komm endlich aus diesem verfluchten Haus, Phil. Bleib nicht mehr länger im Haus des Henkers. Komm heraus. Sie suchen dich alle. Deine Eltern. Die Polizei. Komm, Phil. Komm doch endlich wieder heraus!«

Angels Augen weiteten sich mit einemmal.

Jetzt begriff sie, was passiert war, und warum Mick so große Angst hatte, darüber zu sprechen. Offenbar hatten es die beiden Freunde auf eine Mutprobe angelegt. Phil hatte das Haus des Henkers betreten und war nicht mehr zurückgekommen.

Angel erhob sich.

Sie fühlte sich plötzlich von einem seltsamen Wunsch beseelt.

Rasch verließ sie Micks Zimmer. Vorsichtig schloss sie die Tür hinter sich. Sie wusste, wo sich das Haus des Henkers befand. Fast jeder in Auckland kannte das Gebäude. Die meisten Leute machten einen großen Bogen darum herum.

Angel klemmte ihre Unterlippe zwischen die regelmäßigen Zahnreihen. Phil hatte also Elias Keenes Haus betreten. Ein Haus, in dem es angeblich spukte. Was war danach mit Phil Casa geschehen? Was war ihm zugestoßen? Eine unbändige Neugier packte das Mädchen, das sich zu spiritistischen und okkulten Dingen so intensiv hingezogen fühlte.

Angel begriff, dass es unvernünftig war, was sie plötzlich vorhatte. Aber sie vermochte dagegen nicht anzukämpfen. Sie wollte das Geheimnis um Phil Casas Verschwinden lüften. Jetzt. Sofort. Polizei anrufen, irgendwelche Bekannte belästigen, das kam für sie nicht in Frage. Sie selbst wollte erfahren, was mit Phil passiert war. Als erste wollte sie es wissen. Nervös horchte sie in sich hinein. Furcht? Nein, so etwas konnte sie in ihrem aufgewühlten Inneren nicht feststellen.

Da war nur eine enorme Wissensgier, die sich nun nicht mehr verdrängen ließ.

Es war beinahe so, als würde jemand anders für sie entscheiden.

Was sie tat, machte sie mechanisch.

Schon war sie angekleidet und ausgehfertig. Nachdem sie das Haus verlassen hatte, fiel ihr ein, dass es besser gewesen wäre, eine Nachricht auf einem Zettel zu hinterlassen. Damit Mick Bescheid wusste, wenn er aufwachte und sie vielleicht noch nicht wieder zurückgekehrt war.

Sie blieb stehen, kehrte dann aber nicht um, sondern lief in die Nacht hinein. Einem gefährlichen Abenteuer entgegen.

***

Da war das Haus, groß, schwarz, drohend. Angel fröstelte schon beim bloßen Hinsehen. Es gab wohl nur wenige Mädchen, die soviel Mut hatten wie Angel. Sie schlich über das von Unkraut bestandene Grundstück.

Das Gebäude übte eine unheimliche Anziehungskraft auf sie aus.

Unwillkürlich fragte sie sich, wieso sie nicht schon viel früher hierher gekommen war.

Sie hatte dieses Spukhaus immer schon mal von innen sehen wollen. Es hatte aber der richtige Anstoß dafür gefehlt. Nun war er gekommen. Angel wollte wissen, was mit Phil Casa passiert war.

Bücher über Geisterbeschwörungen, schwarze Messen und all diese unheimlichen Dinge fielen ihr ein. Sie hatte sie richtiggehend verschlungen, und wenn es jemanden in Auckland gegeben hätte, der sie zu einer Schwarzen Messe mitgenommen hätte, sie wäre, ohne zu zögern, mit ihm gegangen, einfach deshalb, weil solche Sachen eine große Faszination auf Angel Kovacs ausübten.

Vielleicht war sie verrückt.

Jedenfalls konnte sie sich selbst nicht erklären, weshalb sie sich von diesen Dingen so magisch angezogen fühlte.

Mit schneller pochendem Herzen erreichte Angel die morsche Eingangstür. Sie schaute sich um. Es war, als würde sie für immer von der Welt Abschied nehmen wollen.

Nein, sie war nicht normal. Nicht, was diese Dinge anging.

Deshalb reagierte sie auch vollkommen anders als Mädchen ihres Alters. Ihre Freundinnen hätten niemals den Mut aufgebracht, so entschlossen wie Angel das Haus des Henkers zu betreten.

Als sie die Hand auf die morsche Tür legte, fiel ihr ein, dass sie eigentlich ohne Waffe gekommen war. Nicht mal die Bibel hatte sie mitgebracht, die ihr dort drinnen vielleicht unschätzbare Dienste erwiesen hätte.

Als ihr das in den Sinn kam, zog sie die Hand schnell zurück. Mit einemmal schien ihr das Risiko, das sie auf sich nehmen wollte, doch etwas zu groß zu sein.

Aber hatte sie jetzt noch die Möglichkeit, umzukehren? Ließ Elias Keene sie in diesem Augenblick noch frei entscheiden?

Sie befand sich bereits in seinem Bannkreis. Angel bemerkte das erst, als sie, ohne darüber nachzudenken, erneut die Hand ausstreckte, und die morsche Tür nun öffnete. Dieses Tun ging nicht von ihrem Geist aus. Das hatte ihr ein anderer befohlen.

Verwirrt blickte sie in die geisterhafte Dunkelheit des Gebäudes.

Sie dachte an Phil Casa und bewunderte seinen Mut. Dass der Junge da hineingegangen war, nur um eine Wette zu gewinnen, konnte Angel fast nicht glauben.

Angel setzte noch nicht den Fuß über die Schwelle.
Das Geisterreich des Henkers ließ sie erschauern. Aber sie empfand dabei keine Angst. Die kalten Schauer, die ihr über den Rücken jagten, waren ihr auf eine eigenartige Weise angenehm.
»Phil!«, rief sie flüsternd in die atemlose Dunkelheit hinein. »Phil! Bist du da drinnen?«
Erwartete sie tatsächlich eine Antwort? Eigentlich nicht.
Ihre Augen rollten hin und her. Sie versuchte in der tiefen Schwärze, die vor ihr lag, irgend etwas Verdächtiges zu entdecken. Aber da war nichts, was sie hätte beunruhigen müssen. Nichts, außer dieser eigenartigen, unerklärlichen Kälte, die ihr aus dem Gebäude entgegenschlug wie der Atem des Todes.
Die Kälte brandete gegen ihren Körper, hüllte sie ein, lockte sie geisterhaft ins Haus.
Angel gab diesem Locken bedenkenlos nach. Vorsichtig machte sie den ersten Schritt ins Haus. Sie lauschte. Die Stille legte sich dumpf auf ihre Ohren.
Sie machte noch einen Schritt. Gespenstisch bewegte sich die Tür hinter ihr. Sie bemerkte es nicht sofort. Als sie den Lufthauch, den die schwingende Tür erzeugte, auf ihrem Nacken spürte, drehte sie sich schnell um.
Da knallte die Tür bereits hart ins Schloss. Es erging ihr so wie Phil Casa. Und vor Phil war es vielen anderen jungen Leuten genauso ergangen.
Die Tür ließ sich nicht mehr öffnen. Eine magische Falle. Nun war Angel dem Henker ausgeliefert. In diesem Moment – wo es für die Umkehr zu spät war – fragte sich Angel Kovacs zum erstenmal, ob sie richtig gehandelt hatte.
Wieder standen die Kerzenleuchter auf dem langen Tisch. Zuvor, als Angel ins Haus geblickt hatte, war davon nichts zu sehen gewesen.
Und dann – auf einen Schlag – war ganz plötzlich Elias Keene, der Henker von London, im Raum.
Angel hielt den Atem an. Der weißhaarige Alte trug einen bis auf den Boden reichenden blutroten Mantel, in den goldene Zeichen gestickt waren. Zeichen der Schwarzen Magie. Angel hatte sie verschiedentlich in jenen Büchern kennen gelernt, die sie gelesen hatte.
Diese Zeichen machten deutlich, dass Elias Keene sein Leben dem Satan vermacht hatte. Gleichzeitig verrieten die geheimnisvollen Symbole, dass Keene ein Auserwählter des Höllenfeuers war. Eine Art Hohepriester des Bösen. Angel hatte viel über solche Menschen gelesen. Es gibt nur wenige Leute auf der Welt, denen eine so hohe Ehre zuteil wird. Sie müssen eine von Grund auf schlechte Seele in ihrer Brust haben, und sie müssen ihr Leben von Jugend an dem Höllenfürsten weihen. Wenn es Asmodis gefällt, stattet er einen

solchen Diener in späteren Jahren mit unvorstellbaren Fähigkeiten aus.

Der Laie nennt es Zauberei. Aber es war mehr. Elias Keene war gewiss nicht darauf angewiesen, zu billigen Tricks zu greifen. Dieser Mann konnte ein Erdbeben auslösen, wenn er wollte. Oder eine Springflut. Oder irgendeine andere Naturkatastrophe. Er konnte tödliche Dinge tun, ohne den kleinen Finger bewegen zu müssen, allein mit seinem Geist schaffte er das.

Alles das ging für Angel Kovacs aus den seltsamen Stickereien hervor, die der alte Henker auf seinem Umhang trug.

Sie war von dieser Erscheinung so sehr fasziniert, dass sie nicht daran dachte, in was für einer furchtbaren Lage sie war. Sie fühlte sich von diesem schrecklichen Mann auf eine eigenartige Weise angezogen. Ihre Augen suchten seinen abgrundtief bösen Blick. Dass davon eine hypnotische Kraft ausging, wusste sie. Und sie genoss dieses geheimnisvolle Überströmen des Bösen in ihren jungen Körper.

Keene schien von ihrer Furchtlosigkeit beeindruckt zu sein. Er spielte mit einer neuen Hanfschlinge. Sein faltiges Gesicht verzerrte sich zu einem abstoßenden Grinsen.

»Wer bist du?«, fragte er. Seine Stimme klang dumpf und schaurig.

»Angel Kovacs«, sagte das Mädchen mechanisch.

»Was suchst du in meinem Haus?«

»Phil Casa. Er kam gestern hierher. Was ist mit ihm geschehen?«

»Ich habe ihn Sarra geopfert!«, antwortete Elias Keene scharf.

Angel schluckte. »Dann ist er…«

»Tot!«, nickte Keene mit grimmiger Miene. »Alle, die mein Haus betreten, müssen sterben! Wusstest du das nicht?«

»Man erzählt sich so vieles über dieses Haus…« Angel hatte immer noch keine Angst. Sie hatte das Gefühl, dass Keene ihr nichts tun würde. Warum nicht? Weil er in ihr eine unerklärliche böse Regung losgehakt hatte, die nun mehr und mehr von ihr Besitz ergriff.

Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht den Keim des Bösen in sich hat. Bei dem einen verkümmert dieser Keim. Beim anderen beginnt er wild zu wuchern.

Das letztere war nun bei Angel Kovacs der Fall.

Je länger sie den Henker anblickte, desto stärker fühlte sie sich zu ihm hingezogen, desto mehr hieß sie gut, was er in des Teufels Namen anstellte.

Würde das Böse sein Ebenbild zerstören? Angel konnte sich das nicht denken. Deshalb dachte sie, vor Keene und seiner gefährlichen Schlinge keine Angst haben zu müssen.

Er kam mit einem feindseligen Ausdruck in den stechenden Augen näher. Sie wich vor ihm keinen Schritt zurück.

»Hast du denn keine Angst vor mir?«, fragte er sie gereizt.

»Muss ich denn Angst vor dir haben?«, fragte Angel mit lauter Stimme und trotzig vorgeschobenem Kinn zurück.

»Ich werde dich mit dieser Schlinge töten!«, fauchte Elias Keene.

Er hielt dem Mädchen die Hanfschlinge vor die Augen.

»Ich glaube nicht, dass du das tun wirst!«, sagte Angel furchtlos.

»Ein tödlicher Irrtum!«, kicherte der Weißhaarige dämonisch.

Blitzschnell legte er dem Mädchen die Schlinge um den Hals. Aber er zog sie noch nicht zu. »Es wird ein langsamer, qualvoller Tod werden, Angel. Wir werden ihn beide genießen!«

»Ich habe keine Angst vor dem Tod.«

»Auch nicht vor schrecklichen Schmerzen?«

»Ich fürchte nichts. Nichts, was aus der Hölle kommt, denn ich fühle mich von der Hölle angezogen!«

Keene schüttelte erstaunt den Kopf. »Ein Mädchen wie du ist mir noch nicht untergekommen!«

»Ich möchte euch dienen!«

»Uns?«

»Dir und Sarra!« Angel blickte den Henker unerschrocken an. »Es heißt, dass du an dieses Haus gefesselt bist. Du kannst es nicht verlassen. Ich könnte für dich die Kontakte zur Außenwelt herstellen. Ich bin schön. Wenn du dich davon überzeugen möchtest, will ich mich auf der Stelle entkleiden.«

»Ich sehe es auch so«, sagte Keene ernst.

»Ich könnte dir als Lockvogel dienen. Ich könnte für dich Aufträge außerhalb dieses Hauses erledigen. Hast du einen Feind, den ich für dich aus der Welt schaffen soll, nun, dann gehe ich zu ihm und töte ihn für dich. Soll ich dir ein Opfer zuführen, dann setze ich meinen makellosen Leib dafür ein, um dieses Ziel zu erreichen. Was hältst du von diesem Angebot, Elias Keene?«

Der Henker rieb sich nachdenklich das massige Kinn. »Keine schlechte Idee!«, knurrte er. »Wirklich keine schlechte Idee, Angel. Ich werde Sarra fragen, ob er mit deinem Vorschlag einverstanden ist. Wenn ja, dann mache ich dich zu seiner Dienerin. Wenn nein, dann wirst du einen qualvollen Tod sterben!«

Angel nickte mit regloser Miene. »So soll es geschehen.«

***

Der Schein armdicker Fackeln erhellte die Weite des riesigen Kellers.

Die steinernen Wände glänzten feucht. Keenes Schritte hallten in dem unterirdischen Gewölbe.

Angel ging neben ihm. Die Hanfschlinge lag immer noch um ihren Hals. Der Strick baumelte vor ihrer Brust. Ihre glänzenden Augen durchstreiften begeistert den unterirdischen Raum. Der Geruch von Fäulnis und Moder schwängerte die Luft, die dadurch schwer atembar

wurde.

Sie erreichten ein eisernes Feuerbecken. Keene blieb stehen. Er wandte sich an Angel.

»Was ist?«, fragte das Mädchen. Der zuckende Feuerschein verzerrte ihr hübsches Gesicht und machte daraus eine bösartige Fratze.

»Ich möchte sehen, wie viel Böses in dir wohnt!«, sagte Keene hart.

»Mein ganzer Körper ist voll davon!«, behauptete Angel.

»Das musst du mir beweisen.«

»Wie?«

»Dies hier ist das Feuer der Hölle. Es wird dich verbrennen, wenn du mich belogen hast. Aber es kann dir nichts anhaben, wenn du die Wahrheit gesprochen hast.«

»Was muss ich tun?«, fragte Angel gleichmütig.

»Streck beide Hände in das Feuer!«, verlangte der Henker.

Ohne mit der Wimper zu zucken, machte das Angel Kovacs. Die rotglühenden Flammenzungen leckten sofort gierig an ihren Armen hoch. Sie spürte keinen Schmerz. Sie spürte nicht einmal die Hitze der Flammen. Im Gegenteil. Eine eisige Kälte kroch in ihre Finger, durch die Knochen und bis in ihr Herz.

Der Weißhaarige nickte zufrieden. Sein Grinsen war hinterhältig und verschlagen.

»Ich denke, Sarra wird mit dir zufrieden sein. Du wirst ihm gefallen.«

»Das hoffe ich«, erwiderte Angel.

Sie gingen weiter. Ein Becken, in den Boden eingelassen, mit den Ausmaßen zwei mal zwei Meter, von grauem Granit umrandet, war ihre nächste Station. Wabernde Nebelschwaden füllten es bis obenhin. Sie krochen darin herum wie geisterhafte Lebewesen.

»Was ist das?«, fragte Angel den Henker.

»Dieses Becken zeigt mir die Gegenwart und die Zukunft. Ich kann hier drinnen sehen, was draußen vorgeht.« Keene wies auf zwei Behälter. In dem einen befand sich eine milchweiße Flüssigkeit.

Im anderen befand sich eine intensiv grüne Substanz. »Grün für heute. Weiß für die Zukunft«, sagte Keene.

»Führ es mir vor«, verlangte Angel Kovacs neugierig. »Was bringt die Zukunft?«

»Ich werde dich an das Becken der Transparenz für Zeit und Raum zurückführen, wenn Sarra dich akzeptiert hat. Komm jetzt. Wir wollen den Herrn nicht länger warten lassen. Er ist schrecklich in seinem Zorn.«

Der blakende Schein der Fackeln begleitete sie. Drei Stufen aus schwarzem Marmor reichten von Wand zu Wand. Obgleich auch hier überall Fackeln brannten, herrschte ab dem Ende der dritten Stufe eine undurchdringliche Finsternis.

Angel schaute Keene gespannt an. Der weißhaarige Alte neigte den

Kopf.

Angel suchte Sarra, denn sie hatte so etwas wie Furcht in Keenes Augen blitzen gesehen. Es gab gewiss nur einen, den Elias Keene zu fürchten brauchte: Sarra.

»Herr der schwarzen Seelen!«, keuchte Keene in demütiger Haltung. »Herr der Finsternis! Allmächtiger Dämon! Meister der höllischen Magie! Ich, dein Diener, rufe dich! Höre mich an! Ich bitte dich, erscheine!«

Angel neigte nun ebenfalls ihr Haupt. Sie tat es nicht freiwillig. Etwas zwang sie dazu.

In derselben Haltung wie Elias Keene wartete sie.

Plötzlich war ihr, als hätte jemand auf einen riesigen Gong geschlagen, und zwar mit der Kraft von Urgewalten. Der donnernde Hall ließ die Erde erbeben. Angel vermochte sich nicht auf den Beinen zu halten. Sie fiel. Und sie sah, dass neben ihr Elias Keene ächzend auf dem Boden lag und sich wie ein getretener Wurm krümmte.

Die Dunkelheit über der dritten Stufe hellte sich auf. Ein Bildnis des Grauens wurde sichtbar. Angel Kovacs starrte die steinerne Statue mit aufgerissenen Augen an.

Sarra!

Vor ihr ragte Sarra auf. Eine der schrecklichsten Bestien, die der Höllenschlund jemals ausgespien hatte, um die Menschheit zu geißeln. Ein kraftstrotzender Körper aus hartem Stein. Tot. Und doch auf eine unheimliche Art lebendig. Ein bildhauerisches Kunstwerk höchster Vollendung. Es war der Körper eines nackten Mannes. Jede Muskelfaser war deutlich erkennbar. Herkules konnte keinen kräftigeren, makelloseren Körper gehabt haben als Sarra, der Dämon. Auf seinen Schultern saß der schuppige Kopf eines Drachen. Böse Augen, aus denen die ganze Gemeinheit der Hölle sprühte, starrten Angel und Elias Keene an.

Sarra!

Das tödlichste steinerne Monster, das je aus den Welten der Finsternis und des Horrors gekommen war.

Der Drache riss mit einemmal sein scheußliches Maul auf. Dunkelgrauer Qualm flog aus seinen geblähten Nüstern. Flammen schlugen aus dem dunkelroten Rachen, so als würde die Statue innen brennen.

Und dann war ein schauriges Knirschen zu vernehmen. Angel traute ihren Augen nicht. Das steinerne Ungeheuer begann sich zu bewegen. Es kam mit drei schwerfälligen Schritten näher.

Die sehnigen Finger ballten sich zu Fäusten. Auch diese Bewegung rief ein ohrenbetäubendes, markerschütterndes Knirschen hervor.

Angstschauer liefen Angel über den Rücken. Sie schaute begeistert zu dem schrecklichen Dämon auf.

»Sieh ihn nicht an!«, keuchte Keene neben ihr. »Du darfst ihn nicht so lange ansehen, sonst tötet er dich!«

Angel senkte hastig den Blick.

Eine Stimme, die von irgendwoher kam, fragte, weshalb Keene den Dämon gerufen habe.

»Dieses Mädchen möchte zu deiner Dienerin werden!«, keuchte der Henker hündisch ergeben.

»Hat das Feuer des Bösen sie geprüft?«, fragte Sarra mit seiner donnernden Stimme.

»Ja, Herr und Meister«, stieß Keene aufgeregt hervor.

»Hältst du sie für geeignet?«

»Ja, Meister. Ich konnte das Böse in ihr wecken. Es ging in ihr auf wie eine schwarze Knospe. Ihr ganzer Körper ist davon nun ausgefüllt. Sie steht allen schwarzen Dingen positiv gegenüber. Seit sie mein Haus betreten hat, verachtet sie das Gute. Wir können ihr vertrauen, Herr. Sie könnte Neid, Missgunst, Ärger und Tod in die Stadt hineinbringen. Wir könnten sie in unserem Sinn handeln lassen. Sie könnte deine Botschaft in viele Familien tragen, könnte Hass und Geiz heraufbeschwören und unsere Feinde vernichten. Außerdem könnte sie unser Lockvogel sein. Sie ist ein anziehendes Mädchen. Wenn du sie mit tückischer Unwiderstehlichkeit ausstattest, wird sie uns wertvolle Dienste erweisen.«

Der steinerne Unhold ließ ein schauriges Lachen hören. Es flog durch den unterirdischen Raum und brach sich gespenstisch an den feuchten Wänden.

»Eine gute Idee, Elias Keene!«, schrie Sarra vergnügt. »Ich werde dieses Mädchen zu meiner Dienerin machen! Steh auf!« sagte Sarra mit scharfer Stimme.

Angel erhob sich, ohne den Dämon anzusehen.

»Sieh mich an!«, verlangte das furchtbare Scheusal.

Angel hob folgsam den Kopf. Ein Blick aus den Drachenaugen traf sie wie ein Blitz. Dieser Blick rief furchtbare Halluzinationen in ihr hervor. Sie sah wahnsinnige Schrecknisse auf sich einstürmen. Bilder des Grauens, des Horrors, des Todes!

Angels Gehirn schien mit einemmal aufzuquellen. Sie hatte das Gefühl, im nächsten Augenblick müsse ihr Schädel bersten. Die Augen des Mädchens traten weit aus ihren Höhlen. Der Dämon verbannte nun den letzten guten Funken aus ihrem Gehirn. Von diesem Moment an war sie nur noch von dem eiskalten Wunsch beseelt, Böses zu tun. Sie war bereit, für Sarra zu töten, zu rauben, zu stehlen, zu lügen, zu brandschatzen. Keine Gemeinheit war ihr nunmehr gemein genug. Selbst ihren Eltern und ihrem Bruder Mick gegenüber empfand sie abgrundtiefen Hass.

»Herr und Meister!«, rief Angel Kovacs mit kräftiger Stimme aus.

»Ich danke dir für die erwiesene Gnade. Ich werde dir eine gute Dienerin sein!«

»Tu das, was Menschen quält und unglücklich macht!«, verlangte der Dämon.

»Ich werde es tun!«, versprach Angel.

»Henker!«, rief Sarra.

»Ja, Herr?«

»Nimm ihr den Strick ab.«

»Sofort, Herr!« Elias Keene gehorchte sogleich.

»Und nun«, sagte Sarra mit donnernder Stimme, »gib meiner Dienerin den Dolch der Dämonen. Sie soll ihn tragen, wenn sie dieses Haus verlässt. Und sie soll ihn gegen unsere Feinde benützen!«

Elias Keene nickte hastig. Er streckte dem steinernen Dämon die rechte Hand entgegen. Plötzlich lag ein krummer Silberdolch in der granitharten Pranke des Monsters. Zaghaft nahm Keene den Dolch entgegen. Der Griff dieser Geisterwaffe war mit Steinen verziert, von denen die Menschen behaupteten, sie würden Unglück bringen.

»Nimm hier den Dolch der Dämonen, Angel Kovacs!«, sagte Elias Keene feierlich.

»Bäche von Blut werden durch ihn fließen!«, sagte Angel mit stoischer Miene. »Das verspreche ich!«

Der steinerne Götze trat in die undurchdringliche Dunkelheit zurück und war Augenblicke später nicht mehr zu sehen. Angel hielt den Dolch in ihrer Rechten. Ein furchtbares Feuer ging von der Klinge dieser tödlichen Waffe aus.

Angel genoss das Prickeln in ihrer Hand. Und sie wusste, dass sich dieses herrliche Gefühl verhundertfachen würde, wenn die silberne Klinge des Dolches das Herz eines Menschen durchbohrte.

Keene nickte ihr zu. »Du hast es geschafft, Angel.« Er warf den Hanfstrick fort. Sobald der Strick den Boden berührte, verwandelte er sich in eine Schlange und kroch hastig davon.

Der Henker führte das Mädchen zu jenem Becken zurück, in dem die wabernden Schwaden herumkrochen.

Angel kniete davor nieder. Sie kniff nachdenklich die Augen zusammen.

»Was hast du?«, fragte Keene.

»Ich denke nach.«

»Worüber?«

»Über Sarra.«

»Was gibt es über ihn nachzudenken?«

»Man hat mir erzählt, dass Sarra vor der Küste in einem Segelschiffwrack auf dem Meeresboden liegt.«

Keene grinste heimtückisch. »Sarra ist hier. Du hast ihn selbst gesehen. Er hat dich zu seiner Dienerin gemacht. Er befindet sich hier

in diesem Gewölbe.«

»Dann stimmt die Geschichte also nicht, die man sich überall in Auckland erzählt?«

Keene nickte. »Doch. Diese Geschichte stimmt.«

»Das verstehe ich nicht«, erwiderte Angel und schüttelte verwirrt den Kopf. »Gibt es Sarra zweimal?«

»Nein, es gibt ihn nur einmal.«

»Und trotzdem ist er hier und dort draußen? Das kann ich nicht begreifen.«

Keene lachte schnarrend. »Es ist nicht schwer zu verstehen. Wir schreiben hier drinnen das Jahr 1855. Egal, welche Zeit draußen ist, hier drinnen lebe ich in der Vergangenheit. Verstehst du jetzt? Jeder, der von draußen in mein Haus kommt, überwindet – ohne es zu merken – eine Zeitschranke. Er tritt in die Vergangenheit. Er gerät in eine Zeit, in der ich noch nicht tot bin. Das hat Asmodis, der Fürst der Finsternis, in der Stunde meines Todes für mich getan.«

Angel wies in das Becken. »Wenn du hier in die Zukunft siehst, blickst du eigentlich in die Zeit, die außerhalb deines Hauses abläuft, habe ich recht?«

Elias Keene nickte. Er grinste teuflisch »Ist das nicht eine geniale Einrichtung?«

Er griff nach dem gläsernen Behälter mit der milchweißen Flüssigkeit.

»Was willst du sehen?«, fragte er.

»Meinen Bruder!«, sagte Angel sofort.

Keene ließ einen Tropfen in die Schwaden fallen. Sie hörten auf, sich zu bewegen. Sie glätteten sich, spannten sich wie ein Tuch.

Plötzlich sah Angel ihren Bruder. Er lag in seinem Bett und warf sich immer noch atemlos hin und her.

Das Mädchen straffte seinen Körper. Angels Hand zuckte zum Dolch, den sie in den Gürtel geschoben hatte.

»Ich werde Mick töten!«, sagte sie heiser. »Ich werde ihn für Sarra ermorden, damit mein Herr und Meister sieht, wie ergeben ich ihm bin.«

Keene lachte. Er war mit Angel zufrieden. »Bezähme deinen Eifer!«, verlangte er. »Zuerst habe ich einen anderen Auftrag für dich!«

»Mord?«, fragte Angel tatendurstig. Ein gefährliches Flimmern lag in ihren Augen.

»Ja«, nickte Keene. Er strich mit der Hand über die milchweiße Fläche. »Sarra und ich – und nun auch du, Angel – haben auf der Welt nur einen einzigen Feind, den wir fürchten müssen.«

Angel fletschte hasserfüllt die Zähne. »Wen?«, fragte sie wütend.

»Professor Zamorra«, sagte Keene.

»Zeig ihn mir!«, verlangte Angel.

Das Gesicht Zamorras erschien. Angel spie es zornig an.
»Ein gefährlicher Mann!«, sagte Elias Keene. »Er hat schon viele Dämonen und ihre Diener vernichtet…«
»Ein Mensch?«, fragte Angel Kovacs ungläubig. »Ein gewöhnlicher Mensch?«
»Zamorra ist kein gewöhnlicher Mensch!«, widersprach Keene ernst. »Zamorra ist Professor für Parapsychologie. Er kennt die Welt der Geister und Dämonen…«
»Trotzdem bleibt er ein verwundbarer Mensch!«, behauptete Angel.
»Nicht, solange er im Besitz jenes silbernen Talisman ist, der ihn zum Meister des Übersinnlichen macht. Sein Amulett macht einen ernst zu nehmenden Feind aus ihm. Er ist mit diesem Ding praktisch unverwundbar. Und er kann damit die unwahrscheinlichsten Taten vollbringen.«
»Nenn mir ein Beispiel!«, verlangte Angel ernst.
»Nun, er kann Zeitreisen machen. Er kann in die Welt der Dämonen eindringen. Wen er mit seinem Amulett berührt, der wird von einer gewaltigen Zauberkraft vernichtet oder zumindest so arg geschwächt, dass Zamorra ihm den Todesstoß versetzen kann. Er ist der Höllenfeind Nummer eins. Und er befindet sich zur Zeit in Neuseeland. Wir sollten diese günstige Gelegenheit nicht ungenutzt vor- übergehen lassen.«
Angel grinste diabolisch. »Der Meinung bin ich auch.«
»Asmodis wird uns diese Tat vergelten«, lachte Elias Keene. »Wir werden in der Achtung des Höllenfürsten steigen und er wird uns mit noch größeren dämonischen Fähigkeiten ausstatten.«
Angel nickte. »Zamorra ist bereits tot.«
»Du musst ihn ohne sein Amulett erwischen, sonst dreht er den Spieß um. Dann bist du verloren!«
Angel zeigte ihre blitzenden Zähne. »Zamorra wird sterben! Und sein Amulett werde ich Sarra zum Geschenk machen!«

***

Schon früh am nächsten Morgen ging es wieder in die Tiefe. Professor Zamorra und all die anderen hatten die Nacht an Bord des Expeditionsschiffes verbracht. Nicole begab sich nach dem Frühstück an Deck. Sie räkelte sich in der Sonne. Zamorra schnippte seinen fertiggerauchten Zigarillo ins Wasser.
»Ein herrlicher Tag!«, sagte das Mädchen.
Zamorra blinzelte in die Sonne. »Oh ja. Aber was wird uns dieser Tag bringen?«
»Machst du dir Sorgen wegen Sarra?«
»Ja.«
»Was befürchtest du, Chef?«

»Sarra hat gedroht, Carl Nessy zu töten.« Zamorra wies ins Wasser. »Granger, Wayne und Nessy sind gerade unterwegs zu ihm. Sie werden mit ihren scharfen Tauchermessern sämtliche Bann-Bänder durchtrennen, werden Sarra aus seinem hölzernen Schrein befreien, werden das steinerne Monster an Bord hieven. Nessy wird das alles filmen und fotografieren. Wayne wird die Sache journalistisch ausschlachten, wird seine ersten Eindrücke auf Tonband festhalten. Vadana, der Kunstexperte wird vermutlich in Verzückung verfallen, wenn er das Meisterwerk aus Stein vor Augen hat. Alle werden von einem euphorischen Taumel erfasst sein. Und was wird Sarra tun? Wird er sich das alles einfach gefallen lassen? Jetzt, wo sie ihn befreit haben. Wo er wieder tun kann, was er will. Wird er bloß dastehen, sich begaffen lassen – oder wird er uns angreifen und vernichten?«

Nicole fuhr sich nervös über die Lippen. »Wie kann er das denn, Chef? Er ist doch aus Stein.«

»Ein Dämon wie Sarra vermag nahezu jedes teuflische Kunststück fertig zu bringen. Sarra ist nur solange aus Stein, solange er es will. Ich bin davon überzeugt, dass er jederzeit zu einem verdammt gefährlichen Leben erwachen kann. Er braucht es nur zu wollen.«

»Und niemand kann ihn daran hindern?«

»Niemand«, sagte Zamorra.

»Auch du nicht?«

»Auch ich nicht«, knurrte Zamorra.

»Aber… Mit deinem Amulett …«

Der Professor schaute seine Sekretärin ernst an. »Mein Amulett befindet sich zu diesem Zeitpunkt im Hotel, Nicole. Und von hier bis dorthin liegen sechs Kilometer Wasser dazwischen!«

***

Granger kroch als erster durch die Luke in das Geisterwrack. Er befestigte seinen Handscheinwerfer an einem morschen hölzernen Aufbau und zückte sein rostfreies Tauchermesser. Zwei Handbreit war die Klinge lang.

Granger wandte sich um. Wieder spürte er die eisige Kälte des Wassers. Heute hielt er es jedoch nicht mehr für eine kalte Strömung. Das war die Strahlung des Dämons.

Fabian Granger winkte Wayne. Der bullige Mann zwängte sich daraufhin ebenfalls durch die Luke in den Schiffsrumpf. Nach ihm kam Nessy mit seiner Unterwasserkamera, auf die zwei kräftige Scheinwerfer aufgesetzt waren. An einem Gummiband trug er zwei Fotoapparate um den Hals. Mal filmte er. Mal knipste er. Die gesamte Aktion wurde von ihm in jedem Detail festgehalten.

Granger paddelte kurz mit den Flossen. Er schwamm am Strahl von Waynes Scheinwerfer entlang.

Der Taucher schien zu schweben.

Er erreichte eine Tür. Es fiel ihm nicht schwer, sie mit der kräftigen Klinge seines Messers aufzubrechen. Obwohl es in dem dahinterliegenden Raum stockfinster hätte sein müssen, leuchtete den Männern ein grünlicher Schein entgegen.

Für einen Augenblick verschwand Granger aus dem Gesichtsfeld seiner Kameraden. Er tauchte jedoch gleich wieder auf und machte den beiden aufgeregte Zeichen.

Wayne zögerte, auf Granger zuzuschwimmen. Nessy paddelte aber sofort mit kräftigen Flossenschlägen zum Expeditionsleiter.

Granger wies mit dem ausgestreckten Arm nach links.

Nessy richtete die Kamera dorthin. Das Licht der Scheinwerfer prallte gegen die schreckliche Steinfigur des Götzen. Nessy fühlte sich von diesem reglosen Monster auf irgendeine unheimliche Weise bedroht. Er wich jedoch keinen Zentimeter zurück. Im Gegenteil. Er schwamm noch näher heran und machte die Aufnahmen, die er haben musste. Er war ein Mann, der selbst seinen eigenen Tod noch gefilmt hätte.

Der steinerne Teufel schien mit dicken Seilen gefesselt zu sein. In die Decke, in die Wände und in den Boden waren lange Silbernägel eingeschlagen. An ihnen waren die Seile befestigt. Sie liefen strahlenförmig von dem steinernen Scheusal weg. Rings um den Götzen waren Zeichen der Weißen Magie in den Bretterboden geschnitzt.

Spruchbänder mit unverständlichen Worten waren um die Beine des Dämons gewickelt.

Nessy war in seinem Element. Seine Kameras waren im totalen Einsatz.

Granger schwamm auf die Steinbestie zu. Er hatte den Eindruck, Sarra wollte ihn nicht an sich heranlassen, aber er scherte sich nicht um die Kräfte, die ihm entgegenwirkten. Flink ging er daran, ein Seil nach dem anderen zu kappen. Auf einen Wink von ihm machte Henry Wayne dasselbe auf der anderen Seite.

Und Carl Nessy konnte davon nicht genug Aufnahmen kriegen.

Wayne war bei dieser Arbeit furchtbar mulmig zumute. Er konnte nicht vergessen, was sich gestern Abend abgespielt hatte. Immer wieder erschien vor seinem geistigen Auge Vadanas grünes, hassverzerrtes Gesicht, und er hörte die furchtbare Drohung, dass Sarra den Kameramann töten würde.

Wayne konnte Nessy nicht verstehen.

Wie konnte das Carl nur so verblüffend kalt lassen? Ihn, Wayne, betraf die Sache zwar nicht unmittelbar, aber er hatte in der vergangenen Nacht kein Auge zugetan, und er hatte gehofft, dass sich Granger schließlich doch noch dafür entscheiden würde, die Finger von Sarra zu lassen.

Fabian Granger entfernte die Spruchbänder. Er schob sie in einen mitgebrachten Plastiksack. Gemeinsam mit Wayne fing er nun an, die Silbernägel aus dem morschen Holz zu reißen und einzusammeln.

Und dann kam der schwierigste Teil des Unternehmens: jetzt mussten sie Sarra aus dieser dunklen Kammer hieven.

Sie schleppten das steinerne Monster einen schmalen Gang entlang und zerrten Sarra dann den Niedergang hoch.

Wayne hatte mit einemmal den Eindruck, Sarra wäre nicht schwerer als ein Mensch. Er blickte Granger verblüfft an. Dieser nickte. Es war ihm also auch aufgefallen.

Kann das bedeuten, dass nun nur noch seine äußerste Schicht aus Stein ist?, fragte sich Wayne verwirrt. *Lebt er unter dieser steinernen Kruste schon wieder?*

Sarra machte es ihnen leicht, ihn aus der Tiefe hoch zu holen. Sie strengten sich nicht mehr an als gestern, als sie Vadana zur Wasseroberfläche hochgehievt hatten.

Man konnte es deutlich merken. Es lag auch in Sarras Interesse, so rasch wie möglich aus dem Wasser zu kommen.

Wayne hätte das gefährliche Ungeheuer gern losgelassen, damit es wieder in die Tiefe sank, aber Granger hätte das niemals zugelassen.

Er hielt seine Beute fest umklammert, während Carl Nessy sie immerzu umkreiste, um sie zu filmen und zu fotografieren.

Sie legten die letzten Meter zurück.

Dann war ihr Triumph vollkommen…

Glaubten sie.

***

Sarra hatte eine Art Ehrenplatz an Deck bekommen. Starr und steif stand er da. Die Expeditionsteilnehmer umringten ihn. Fabian Granger ließ sich in allen möglichen Stellungen mit Sarra von Nessy fotografieren. Er umarmte den Dämon und grinste in die Fotolinse. Er tätschelte den scheußlichen Drachenkopf des Monsters, während Nessy die Filmkamera surren ließ. Da es ein Tonfilm war, gab Granger ätzende Kommentare dazu.

»Und jetzt nimmst du Nicole, Bill und Zamorra vor dem fiesen Bruder auf!«, lachte Fabian Granger übertrieben laut. »Kommen Sie, Professor. Bringen Sie Ihre reizende Assistentin und Ihren Freund mit.« Granger schlug mit der flachen Hand auf die Steinschulter des Götzen. »Sie brauchen vor ihm keine Angst zu haben. Ist nichts weiter als ein gut bearbeiteter Stein. Vorhin, als wir ihn von dort unten hoch holten, war er so erstaunlich leicht, dass ich beinahe annahm, er wäre innen hohl.«

Zamorra gab sich nur ungern für die Aufnahmen her. Was Granger soeben gesagt hatte, beunruhigte den Parapsychologen.

»Es wäre besser, wir würden Sarra jetzt in Ruhe lassen«, sagte Zamorra, nachdem Nessy seine x-te Aufnahme im Kasten hatte.

Granger lachte unbekümmert. »Sie reden von ihm wie von einem Lebewesen, Professor.«

»Er ist ein Lebewesen. Sie sollten sich mit dem Gedanken allmählich anfreunden.«

»Quatsch, Zamorra. Er ist tot wie ein Stein! Weil er ein Stein ist.«

Henry Wayne murmelte seine Eindrücke in das Mikrophon seines tragbaren Tonbandgerätes. Mario Vadana umrundete die Steinfigur immer wieder.

»Ein Kunstwerk«, sagte er beeindruckt, »wie ich noch kein perfekteres gesehen habe. Es scheint fast so, als wäre hier nicht eine Figur aus Stein gehauen worden, sondern ein lebender Körper wäre zu Stein geworden.«

Zamorra nickte ernst. »Und der kann jederzeit wieder zu neuem Leben erwachen.«

»Das ist eine unbewiesene Behauptung!«, widersprach Granger sofort.

»Wenn sich diese Behauptung erst mal beweist…«, sagte Zamorra ärgerlich. Er unterbrach sich dann aber selbst. Er wollte die Zukunft nicht schwarz färben.

»Was ist dann?«, fragte Granger bohrend.

»Mann«, knurrte Zamorra mit zusammengezogenen Brauen, »wünschen Sie sich das lieber nicht.«

»So etwas kann doch überhaupt nicht passieren, Zamorra. Verraten Sie mir mal, warum Sie uns unbedingt Angst machen wollen.«

Zamorra wies mit dem Daumen auf Sarra. »Vorhin sagten Sie, Sie hätten den Eindruck gehabt, er wäre innen hohl.«

»Allerdings«, nickte Fabian Granger.

»Ist diese Statue hohl, Vadana?«, fragte Zamorra den Kunstexperten.

»Soweit sich das feststehen lässt, nein, Professor Zamorra.«

Der Parapsychologe nickte. »Er ist nicht hohl. Das, was Sie so leicht empfunden haben, Fabian, ist das Leben, das sich in ihm befindet!«

»Sie können wohl nicht anders, wie? Sie müssen den Menschen mit Ihren Schauermärchen fortwährend auf den Wecker fallen, Zamorra!«

»Verdammt noch mal, Fabian, ich finde, du vergreifst dich etwas im Ton!«, rief nun Bill Fleming ärgerlich aus. »Vergiss nicht, dass Zamorra mein Freund ist. Er sagt, was er über die Sache denkt. Es steht dir nicht zu, ihm sein Recht auf eine eigene Meinung abzusprechen!«

Granger senkte den Kopf. Er seufzte und hob die Schultern. »Bill hat recht, Professor. Entschuldigen Sie. Aber ich bin in einer solchen Hochstimmung, dass es mich ärgerlich macht, wenn mir einer dieses herrliche Gefühl kaputtmachen will.« Granger streckte Zamorra die Hand entgegen. »Wollen wir uns wieder vertragen?«

»Okay«, sagte Zamorra und schlug ein. »Wenn ich noch etwas dazu sagen dürfte…«

»Nur zu«, nickte Granger.

»Ich hoffe für uns alle, dass ich mich irre.«

Granger lachte. »Das hoffe ich auch.«

Sie begaben sich unter Deck, um das freudige Ereignis zu begießen. Das steinerne Monster mit dem scheußlichen Drachenschädel blieb steif und starr auf dem Achterdeck im grellen Licht der Sonne stehen.

Aber die Statue warf keinen Schatten!

***

Nach dem dritten Glas stahl sich Carl Nessy unbemerkt nach oben.

Die anderen Expeditionsteilnehmer diskutierten lautstark. Zamorra äußerte die Absicht, Sarra bis ins Museum zu begleiten. Zuvor aber wollte er seinen silbernen Talisman aus dem Hotel holen. Mit dem Amulett würde es ihm vermutlich möglich sein, Sarra für alle Zeiten auf seinen Standfleck im Museum zu bannen und somit unschädlich zu machen. Fabian Granger hatte nichts dagegen, dass sich Zamorra mit seinem Zauberamulett um Sarra kümmern wollte.

Wenn es nicht nützte, meinte er, schaden könne es auf keinen Fall.

Nessy hörte Wayne und Bill Fleming Witze reißen. Eine helle Stimme lachte darüber. Nicole Duval. Ein nettes Mädchen. Der Kameramann hatte sie auf Anhieb gemocht.

Nessy trat in die Sonne. Er wollte sich jetzt in aller Ruhe dem steinernen Götzen widmen. In seinen Händen lag eine teure japanische Spiegelreflexkamera. Der Fotograf wollte sich Detailaufnahmen holen. Einen ganzen Film wollte er verschießen.

Was Sarra gestern durch Vadanas Mund angekündigt hatte, tat der Kameramann als vergangen und vergessen ab. Wenn Sarra ihm etwas antun hätte können, dann hätte er das bestimmt längst getan.

Nessy stellte Entfernung und Blende ein. Er ging mit dem Weitwinkelobjektiv so nahe wie möglich an das starre Monster heran.

Nun blickte er durch den Sucher. *Klick*. Die erste Aufnahme. Nessy transportierte den Film weiter. Nächste Aufnahme: *Klick*. Drittes Foto, viertes… Der Fotograf war mit größtem Eifer bei der Sache. Es fiel ihm nicht auf, dass mit einemmal Leben in Sarras Augen war.

Der Drachenschädel regte sich nach wie vor nicht. Aber das unheimliche Augenpaar folgte dem Kameramann, wohin dieser sich auch begab.

Nessy machte seine letzten Aufnahmen.

Ihm fiel zwar auf, dass es rings um die Statue keinen Schatten gab, aber er dachte sich nichts dabei.

Teufel, Untote und Dämonen haben keinen Schatten.

Doch das kam Carl Nessy nicht zum Bewusstsein. Zum allerletzten

Mal schnappte der Kameraverschluss. Nessy grinste zufrieden.

Er wandte sich von Sarra ab. Das würde gestochen scharfe Bilder geben. Nessy hatte einen lichtempfindlichen Film verwendet, um die Tiefenschärfe der Aufnahmen zu erhöhen.

Der Kameramann atmete erfreut durch. *So!*, sagte er im Geist zu sich. *Und nun wieder runter zu den anderen.*

Er war davon überzeugt, dass er nicht bloß reportagehafte Aufnahmen im Kasten hatte, sondern dass die Bilder auch, einen gewissen künstlerischen Wert haben würden.

Er wollte auf den Niedergang zugehen, da vernahm er plötzlich hinter sich ein eigenartiges Knirschen. So als würde sich Granit an Granit reiben.

Verwirrt wandte sich Carl Nessy um. Da sprang ihn das eiskalte Entsetzen an. Er konnte nicht verstehen, wie es so etwas geben konnte. Er wusste nur, dass ihn seine Augen nicht narrten. Was er sah, war eine nicht wegzuleugnende Tatsache.

Sarra lebte!

Auf irgendeine schreckliche Art lebte dieses steinerne Scheusal.

Der Dämon hatte sein furchtbares Drachenmaul aufgerissen. Aus den Kiefern ragten fletschende Zähne. Feuer und Schwefeldämpfe fauchten dem verstörten Mann entgegen. Eine tödliche Glut flog in gebündelten Strahlen aus den tückischen Drachenaugen.

Nessy wankte verdattert zurück.

Er wurde beinahe verrückt vor Angst, als er erkannte, dass das unheimliche Monster ihm folgte.

Als er schreien wollte, schossen Sarras kräftige Hände auf seinen Hals zu. Die eiskalten Finger des grausamen Dämons krallten sich blitzschnell um die Kehle des Opfers. Brutal war der Druck. Carl Nessy war in diesem Moment verloren.

Und er wusste das auch…

***

Professor Zamorra erschrak. Er schaute sich suchend um. »Wo ist Nessy?«, fragte er seinen Freund Bill Fleming.

Der Historiker hob die Schultern. »Keine Ahnung. Hat einer von euch Nessy gesehen?«

Jetzt erst fiel den anderen auf, dass der Kameramann nicht bei ihnen unter Deck war. Zamorra hob den Kopf und richtete seinen Blick besorgt nach oben.

»Verdammt, ich wollte ihn nicht aus den Augen lassen!«, zischte der Parapsychologe wütend. Er rannte los. Die anderen blieben mit unschlüssigen Gesichtern zurück. Zamorra stürmte die Stufen hoch.

Augenblicke später knallte ihm die Sonne in die Augen. Er kniff sie zusammen.

Drei Schritte noch.

Ein Bild des absoluten Grauens bot sich ihm. Er hatte schon vieles erlebt und noch mehr gesehen. Aber jenen entsetzensstarren Ausdruck in Carl Nessys Gesicht würde er wohl niemals vergessen.

Sarra hielt den Unglücklichen mit beiden Händen am Hals. Nessys Hände flatterten hilfesuchend durch die Luft.

Zamorra wollte ihm zu Hilfe eilen. Das Monster riss sein schreckliches Drachenmaul auf und fauchte dem Professor eine stinkende Wolke entgegen. Zamorra hustete. Er kämpfte sich durch den ätzenden Brodem. Auf das fürchterliche Gurgeln zu.

Und dann passierte etwas, womit selbst Professor Zamorra nicht gerechnet hatte. Die Luft begann zu flimmern. Es ging alles ungemein schnell. Im Bruchteil einer Sekunde wurden Carl Nessy und das Ungeheuer durchscheinend. Dann wurden sie durchsichtig.

Und dann lösten sie sich vollkommen auf. Nichts blieb von ihnen zurück. Sie waren einfach nicht mehr vorhanden.

Zamorra stockte der Atem. Er fühlte sich so, als hätte er einen gewaltigen Schlag mit einer großen Keule auf den Kopf bekommen.

Jetzt polterten die restlichen Expeditionsteilnehmer an Deck.

»Was ist mit Nessy?«, fragte Bill Fleming besorgt.

»Was ist passiert?«, rief Fabian Granger aufgeregt aus.

Zamorra wandte sich ihnen langsam zu. »Zu spät«, sagte er mit einer brüchigen Stimme. Es klang so, als würde er sich einen bitteren Vorwurf machen. »Ich habe nicht gut genug auf Nessy aufgepasst. Ich hätte wissen müssen, dass sein Leben permanent in Gefahr ist, solange er sich in Sarras Nähe aufhält.«

Jetzt erst fiel Granger auf, dass Sarra nicht mehr auf dem Achterdeck stand.

»Das gibt’s doch nicht!«, schrie er außer sich. »Sag mir einer von euch, dass es so etwas nicht geben kann! Professor Zamorra! Wo ist Sarra? Wo ist der Steinklotz?«

Granger stürmte dorthin, wo Sarra aufgestellt worden war. Ungläubig und verstört suchte er den Fleck ab. Dann rannte er zur Reling und blickte mit glasigen Augen ins Wasser.

»Ist er über Bord gefallen?«, rief er krächzend.

»Er hat sich in Luft aufgelöst«, sagte Zamorra.

»In Luft?«

»Und Nessy hat er mitgenommen, nachdem er ihm das Leben genommen hatte!«, knurrte der Professor.

Grangers Blick traf ihn wie ein Pfeil. »Was sagen Sie da? Nessy lebt nicht mehr?«

»Sarra hat ihn erwürgt.«

»Eine Figur aus Stein?«, fragte Granger fassungslos. »Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ich hab's mit meinen eigenen Augen gesehen«, erwiderte Zamorra. »Sarra hat ihn erwürgt. Und als ich Nessy zu Hilfe eilen wollte, hat sich das Ungeheuer mit dem Drachenschädel in eine andere Dimension abgesetzt.«

Granger klopfte sich mit der flachen Hand auf die Stirn. »Verdammt, mir will einfach nicht ins Hirn, was Sie da von sich geben, Zamorra. Vermutlich ist alles richtig, was Sie sagen. Aber ich kann es einfach nicht begreifen, verstehen Sie?«

»Es ist schwierig, so etwas zu begreifen«, nickte Professor Zamorra.

»Werden wir Sarra jetzt nie mehr wiedersehen?«, fragte Bill Fleming seinen Freund.

Zamorra wandte sich ihm zu. »Ich habe einen ganz bestimmten Verdacht, Bill.«

»Und zwar?«

»Ich kann es nicht begründen, aber ich habe das Gefühl, dass Sarra dorthin zurückgekehrt ist, von wo man ihn 1855 weggeholt hat.«

Henry Wayne riss die Augen auf. »Sie meinen, er befindet sich jetzt wieder im Haus des Henkers?«

Zamorra nickte. »Das ist so etwas wie eine Heimat für ihn.«

»Wir müssen ihn da rausholen!«, schrie Granger wütend.

»Das kann sehr gefährlich werden!«, gab Zamorra zu bedenken.

Mario Vadana lehnte sich benommen an die Reling. »Der arme Carl«, stöhnte er. »Er hat einen Jungen zu Hause in Boston. Seine Frau hat sich von ihm vor einem Jahr wegen seelischer Grausamkeit scheiden lassen. Seither wohnte er mit seinem Jungen im Haus seiner Eltern. Wie soll man denen beibringen, was Carl hier zugestoßen ist?«

»Was sollen wir nun unternehmen, Zamorra?«, fragte Bill Fleming mit geballten Fäusten. »Ich meine, wir können Sarra diesen Triumph doch nicht gönnen.«

»Wir müssten versuchen, ihn in jenem Haus von Elias Keene aufzustöbern und zu vernichten«, sagte Zamorra hart.

»Kann man Sarra denn überhaupt vernichten?«, fragte Nicole Duval. Der Schock hatte sie bleich gemacht. Ihr Blick war unsicher.

»Jeder Dämon ist zu vernichten«, sagte Zamorra. »Man muss nur das richtige Mittel gegen ihn anwenden. Dass auch Sarra seine schwachen Stellen hat, beweist die Tatsache, dass es ein paar mutige Männer im Jahre 1855 geschafft haben, ihn aus dem Haus des Henkers zu holen und auf den Meeresgrund zu verbannen. Da wäre er vermutlich noch viele weitere hundert Jahre geblieben, wenn wir ihn nicht aus dem Teufelswrack befreit hätten.«

»Das richtige Mittel…«, sagte Fleming unruhig. »Wäre das nicht dein Amulett?«

Zamorra nickte. »Auf jeden Fall würde ich nur höchst ungern ohne meinen silbernen Talisman in Elias Keenes Haus gehen!«

Granger räusperte sich. »Sagen Sie, Professor, werden wir unseren Freund Carl in diesem Haus wiederfinden?«

Der Professor schüttelte überzeugt den Kopf. »Tut mir leid, Fabian. Ich wollte, ich könnte Ihnen eine ermutigendere Antwort geben. Aber ich glaube nicht, dass wir Carl Nessy jemals wiedersehen werden. Sarra hat ihn mit sich in eine andere Dimension gerissen. Das verkraftet kein menschlicher Körper. Es sei denn, magische Kräfte beschützen ihn. Das ist bei Nessy jedoch nicht der Fall. Also zerfällt Nessys Körper sozusagen in seine Bestandteile, sobald er die Schranken des Raumes überschreitet. Er löst sich auf, verstehen Sie? Und niemand und nichts kann ihn wieder zusammenfügen.«

Granger boxte mit der geballten Linken in die offene Rechte. »Verdammt, worauf warten wir noch? Sehen wir zu, dass wir nach Auckland zurückkommen. Ich kann es kaum noch erwarten, diesem Scheusal wieder zu begegnen!«

Die Motoren wurden angeworfen.

Das Expeditionsboot nahm Direktkurs auf den Hafen von Auckland.

***

Sie hatte sich vollkommen verändert. Ein grausamer Zug lag um ihren Mund. Angel Kovacs schien auf eine merkwürdige Weise glücklich zu sein. Sie hatte endlich zu einer Lebensform gefunden, die ihr absolut zusagte. Sie musste Böses tun, und sie wusste mit einemmal, dass sie dafür vor neunzehn Jahren auf die Welt gekommen war.

Deshalb hatte sie sich während der letzten Jahre immer stärker zu spiritistischen und okkulten Dingen hingezogen gefühlt. Heute war ihr klar, dass sie eines Tages versucht hätte, den Satan zu beschwören, ihn zu bitten, ihre Seele anzunehmen, seinen Geist in ihren schönen Körper zu versenken. Sie hatte es geschafft. Mit Elias Keenes Hilfe hatte sie es geschafft. Sie war ihm unbeschreiblich dankbar dafür.

Vorsichtig schaute sie sich um. Dann huschte sie rasch durch den Dienstboteneingang in jenes Hotel, in dem Professor Zamorra wohnte. Sie hasste den Parapsychologen, obgleich sie ihm noch niemals persönlich begegnet war. Keene hatte ihr Zamorra in seinem Nebel-Becken gezeigt. Er hatte ihr gesagt, dass es keinen erbitterteren Feind der Dämonen gab als Zamorra. Also war der Professor auch ihr Feind.

Zamorra muss sterben!, hämmerte es in Angels Kopf.

Sie huschte die Stufen hoch. Niemand sah sie, niemand hörte sie.

Sie bewegte sich schnell wie eine Raubkatze auf der Jagd. Und sie verursachte nicht das geringste Geräusch.

Zamorras Herz musste zum Stillstand kommen.

Durch den Dolch der Dämonen! Angel Kovacs riss den Dolch aus ihrem Gürtel. Eine unbeschreibliche Kraft floss von dieser

geheimnisvollen Waffe auf sie über.

Starr und ausdruckslos wurden Angels Augen. Sie fand den Weg zu Zamorras Zimmer mit einer traumwandlerischen Sicherheit. Der Geist Sarras war bei ihr.

Natürlich war die Tür zu Zamorras Zimmer abgeschlossen. Angel betrat einen Raum, in dem die Reinigungsgeräte aufbewahrt wurden. Geschmeidig huschte sie zum Fenster. Sie öffnete es. Die Sonne stach ihr in die Augen, aber ihre Pupillen verengten sich nicht.

Schnell glitt das tödliche Mädchen über die Fensterbank nach draußen. Sie hatte keine Schwierigkeiten, an der Hotelfassade auf das nächste Fenster zuzuturnen. Und dann kam der Balkon mit den schönen weißen Korbsesseln, die Zamorra noch nicht benutzt hatte, und mit den prachtvollen Topfpflanzen, die Zamorra noch gar nicht bewundert hatte.

Angel schwang die Beine über die steinerne Balkonbrüstung. Mit einem federnden Sprung hatte sie festen Boden unter den Füßen.

Lautlos wie ein Schatten schob sie sich auf die offene Balkontür zu.

Im dahinterliegenden Zimmer herrschte absolute Ruhe. Angel war enttäuscht. Sie hätte den Mord gern sofort verübt.

Mit drei schnellen Schritten trat sie ein. Den Vorhang fegte sie mit einer unwilligen Handbewegung zur Seite. Ihre schmalen Augen schauten sich um.

Zamorra war nicht da. Aber sein Amulett war da. Angel konnte die feindliche Ausstrahlung des silbernen Talismans ganz deutlich spüren. Mit gefletschten Zähnen wandte sie sich dem Schrank zu.

Von dort kamen die Strahlen, die sie beinahe schmerzlich trafen.

Hastig lief sie darauf zu.

Als sie das Holz des Schranks berührte, verbrannte sie sich die Finger. Angel stieß einen zornigen Fauchlaut aus. Mit dem Dämonendolch brachte sie die Hitze etwas zum Abklingen. Nun ließ sich die Schranktür öffnen.

Angel grub sich sofort in die Tiefe des Schranks hinein. Atemlos holte sie die lederne Schatulle heraus, in der Professor Zamorra seinen silbernen Talisman verwahrte.

Nervös trug sie die Schatulle zum Telefontisch. Das Ding war für sie zentnerschwer. Angel schleppte sich keuchend damit ab. Hart stellte sie die Schatulle auf den Tisch. Nun fing ein seltsames Kribbeln in ihren Fingern an. Es nahm von ihrem ganzen Körper Besitz.

Sie hatte den Wunsch, die Schatulle zu öffnen. Sie wollte das Zauberamulett Leonardo de Montagnes sehen.

Irgend etwas hielt sie davon ab, den Schatullendeckel mit der Hand zu öffnen.

Sie tat es mit dem Dolch der Dämonen.

Als die blitzende Klinge die Schatulle berührte, knisterte die Luft.

Hier prallten zwei gewaltige Strahlungen aufeinander. Das Gute und das Böse. Ebenbürtige Gegner, wie es schien. Tödliche Kraftfelder auf beiden Seiten.

Angel gelang es, den Schatullendeckel mit der Klinge vorsichtig hochzuheben.

Da traf ein greller Blitz ihre Augen. Ein Feuer wie von tausend Sonnen flog ihr entgegen. Sie stieß einen erschrockenen Schrei aus.

Ihr Gesicht verzerrte sich, nahm einen grauenerregenden Ausdruck an, wurde für einen Moment zu einer teuflischen Fratze. Angel bleckte die Zähne, die zu einem kräftigen Raubtiergebiss geworden waren. Sie knurrte wie eine Wölfin, während sie ihre Oberlippe von den gefletschten Zähnen hochzog.

Der Schatullendeckel war wieder zugefallen. Angel rieb sich die immer noch schmerzenden Augen.

»Das wird dir nichts nützen!«, fauchte das Mädchen gereizt. »Ich werde dich zu Sarra bringen! Und er wird dich vernichten!«

Nervös griff sie nach der Schatulle, um sie wieder an sich zu nehmen.

Da hörte sie, wie jemand einen Schlüssel ins Schloss schob.

Zamorra!

***

Völlig verstört betrat Mick Kovacs zur selben Zeit das Polizeigebäude. Sein Teint war blass. Er sah krank aus. Große Sorge zeichnete dunkle Schatten in sein junges Gesicht. Er verlangte Inspektor Ron Torres zu sprechen. Man reichte ihn weiter. Mit hängenden Schultern trat er ein. Trotz seiner siebzehn Jahre erweckte er den Eindruck, er wäre ein uralter Mann. Müde und erledigt schleppte er sich auf den Besucherstuhl zu. Ächzend ließ er sich darauf nieder.

Torres genügte ein einziger Blick, dann wusste er: Dieser Junge ist gekommen, um sein Gewissen zu erleichtern, um zu beichten.

»Ja, Mick?«, sagte der Inspektor in väterlichem Ton.

Der Junge seufzte schwer. »Ich… Ich kann nicht mehr länger schweigen, Inspektor … Zuerst verschwand Phil Casa … Und nun ist auch Angel spurlos verschwunden … Jetzt muss ich reden. Ich halte es nicht mehr aus … Ich muss loswerden, was mir das Herz abdrückt …«

Und dann fing Mick Kovacs rückhaltlos mit seiner Beichte an…

***

Zamorra betrat sein Zimmer. Er eilte sofort zum Schrank. Es war nun nicht mehr ratsam, ohne den silbernen Talisman zu gehen. Der Professor erschrak, als er sah, dass die Lederschatulle sich nicht an ihrem Platz befand. Atemlos durchwühlte er den ganzen Schrank.

Nichts. Keuchend richtete er sich auf. Was war geschehen? War jemand während seiner Abwesenheit in sein Zimmer eingebrochen?

Ein Hoteldieb? Das Amulett war zwar ein schönes Stück, aber es

brachte, wenn man es verkaufte, bloß soviel Geld, wie das Silber wert war. Reichtümer gab's dafür nicht.

Was tun? Zamorra stand unschlüssig in der Mitte des Raumes.

Sollte er die Hotelleitung von dem Diebstahl informieren? Dazu war jetzt keine Zeit. Man würde die Polizei kommen lassen. Es würde lange Debatten über das Wie, Wann, Was, Wo geben. Das wollte sich Zamorra für später aufheben.

Vorsichtshalber stürzte er sich noch einmal in den Schrank. Der Misserfolg verdoppelte sich.

Schaudernd dachte er daran, dass er gesagt hatte, er würde Elias Keenes Spukhaus nur höchst ungern ohne sein Amulett betreten.

Nun würde es passieren. Kneifen kam nicht in Frage. Um das Verschwinden des Amuletts würde er sich später intensiv kümmern.

Jetzt hieß es, Sarra zu vernichten. Mit dem Amulett wäre das vermutlich nicht allzu schwer gewesen.

Aber ohne den silbernen Talisman… Jetzt hatte Sarra alle Trümpfe in seiner steinernen Pranke.

Eine verflucht kritische Ausgangsposition. Zamorra war trotzdem entschlossen, das gefährliche Duell zu bestreiten.

Es musste eben ohne das Amulett gehen.

Die Männer, die Sarra im Jahre 1855 fertiggemacht hatten, hatten auch kein Amulett besessen.

Wütend schleuderte Zamorra die Schranktür zu. Er hatte Angel Kovacs nicht in sein Zimmer treten gehört. Mit hochgehobenem Dämonendolch und feuersprühenden Augen näherte sich ihm das Mädchen auf leisen Sohlen. Ihr Mund war ein schmaler, grausamer Strich. Die Nasenflügel waren von einer höllischen Erregung gebläht. Ihr ganzes Sinnen war in diesem Moment nur darauf ausgerichtet, den Dämonenfeind Nummer eins zu vernichten.

Sie wollte sich um die Hölle verdient machen.

Sie wollte in der Rangordnung der Teufelsdiener vorwärtskommen. Der Mord an Zamorra würde sie hoch hinauf katapultieren.

Sie würde vor Elias Keene landen. Ganz gewiss. Asmodis würde sie unsterblich machen. Und er würde sie mit enormen teuflischen Fähigkeiten ausstatten.

Das alles erregte das Mädchen maßlos.

Drei Schritte trennten sie noch von diesem triumphalen Erfolg. Dicke Schweißperlen glitzerten auf ihrer erhitzten Stirn. All ihr Denken war auf Zamorras Tod ausgerichtet.

Zwei Schritte!

Das Sonnenlicht, das zum Fenster hereinfiel, tanzte auf der langen Klinge des Dämonendolches. Das kalte Metall reflektierte den Sonnenschein und warf ihn an die gegenüberliegende Wand.

Ein Schritt!

Zamorra sah das Blitzen. Erschrocken kreiselte er herum. Er tippte auf den Hoteldieb, spannte die Handkanten, schraubte sich in der Drehung zusammen.

Da sauste der Dämonendolch auf ihn zu. Aber die Klinge verfehlte ihn. Ohne zu überlegen, schoss der Professor zwei brettharte Schläge ab. Sie trafen beide. Angel wurde zurückgeschleudert. Sie taumelte, strauchelte und fiel.

Jetzt erst erkannte Zamorra, dass er es mit einem Mädchen zu tun hatte.

Fauchend schnellte Angel wieder hoch. Zamorra spürte deutlich das gefährliche Kraftfeld des Dämonendolches. Er wusste sogleich, dass es sich hierbei um keine gewöhnliche Waffe handelte. Dieser Dolch verlieh Zamorras Gegnerin unwahrscheinliche Kräfte. Erst wenn der Professor das Mädchen vom Dolch getrennt hatte, würde er ihr überlegen sein.

Wie eine gereizte Furie schoss Angel Kovacs auf den Parapsychologen zu.

Zamorra federte nach links. Der Dolch hieb durch die Luft. Zamorra feuerte eine Karatekombination ab. Er riss in derselben Sekunde sein Bein hoch, ließ es waagrecht vorschnellen.

Das Mädchen wirbelte getroffen durch den Raum und donnerte gegen den Schrank.

Zamorra setzte nach. Er wich einem blitzenden Dolchstoß aus und drosch knallhart zu. Er hatte keine andere Wahl. Entweder es gelang ihm, Angel zu entwaffnen, oder sie würde ihn in den nächsten Minuten – wenn seine Kraftreserven abgebaut waren – mit dem tödlichen Dolch fertig machen.

Zwei weitere Handkantenschläge schleuderten Angels Arm nach unten. Sie fletschte hasserfüllt die Zähne. Und als ein neuerlicher Kraftimpuls in ihren Körper schoss, sprang sie Zamorra wieder mit einem krächzenden Schrei und mit hochgeschwungenem Dolch an.

Die blitzende Klinge fegte auf Zamorras Schulter herab. Zamorra drehte sich wie ein Aal. Fast schien es, als würde sich der Dolch in Zamorras Schlagader bohren.

Atemlos fing Zamorra mit beiden Händen den niederstoßenden Arm des Mädchens ab und wirbelte ihn herum. Angel kreischte auf.

Ihre Finger schnappten auf. Der Dolch fiel zu Boden. Zamorra rammte dem tobenden Mädchen den Ellenbogen gegen die Brust.

Angel flog zurück.

Der Professor bückte sich, um den Dämonendolch an sich zu nehmen.

Da vernahm er ein geisterhaftes Knistern. Und dann zerfiel der Dolch zu Staub, ehe Zamorras Finger ihn berühren konnten.

Angel lag auf dem Boden. Zamorra lief auf sie zu und riss sie hoch. Er schleuderte sie auf einen Stuhl. Sie starrte ihn voll abgrundtiefem Hass

an.

»Warum hast du das getan?«, schrie Zamorra das Mädchen an.

»Du bist vor mir noch nicht sicher, Zamorra!«, schrie das Mädchen zurück.

»Wer hat dich zu mir geschickt?«

»Ich werde dich töten! Wenn nicht heute, dann morgen!«

»In wessen Auftrag bist du hierher gekommen?«, fragte Zamorra schneidend.

»In keinem Auftrag!«

»Wo ist mein Amulett?«

Angel lachte schrill auf. »Weg! Weg! Du kriegst es nie mehr wieder!«

Zamorra eilte zum Fenster. Er riss die Gardinenschnur kurzerhand ab und fesselte das Mädchen damit auf den Stuhl. Angel kreischte wütend auf. Sie bäumte sich auf, wand sich unter dem Strick, fluchte schrecklich und spuckte nach dem Professor.

»Das nützt dir alles nichts, Zamorra!«, tobte Angel. »Du wirst Auckland nicht lebend verlassen. Dafür ist gesorgt!«

»Wie ist dein Name?«

»Der geht dich nichts an!«, schrie Angel Kovacs zornig. »Ich habe mächtige Freunde, Zamorra! Sie werden sich um dich kümmern! Du wirst sterben. Wenn du Glück hast, werden sie dich in einem Sarg in deine Heimat zurückbringen. Wenn du Pech hast, wirst du dich in den Sphären des Horrors auflösen.«

Zamorra holte seinen silbernen Kugelschreiber.

»Was hast du vor?«, fragte Angel misstrauisch.

»Ich werde dich hypnotisieren!«

»Das schaffst du nicht! Niemals! Ich habe einen starken Willen!«

»Mein Wille ist stärker!«

»Pah!«

»Du wirst es gleich sehen. Entspanne dich! Entspanne dich! Ruhig! Ganz ruhig! Du musst dich jetzt völlig entspannen! Vergiss deinen Hass! Schalte ab! Denk an nichts mehr! Entspanne dich…«

Angel schrie und tobte. Sie warf sich in ihren Fesseln hin und her.

Einmal wäre sie mit dem Stuhl beinahe umgekippt. Zamorra hörte nicht auf, mit monotoner Stimme auf sie einzureden. Er starrte dem Mädchen fest in die Augen. Und er ließ seinen silbernen Kugelschreiber wie ein Metronom regelmäßig hin und her ticken.

Tatsächlich änderte sich schon wenige Augenblicke später Angels Verhalten. Ihr Widerstand erlahmte allmählich. Sie wurde müde. Ab und zu verfluchte sie Zamorra zwar noch, doch ihre Stimme schien keine Kraft mehr zu haben.

Langsam sank ihr Kopf nach vorn.

Dann schlief sie.

Zamorra legte den Kugelschreiber beiseite. »Öffne die Augen!«,

befahl er dem Mädchen. »Öffne die Augen!«

Angels Lider flatterten kurz. Dann klappten sie nach oben.

»Sieh mich an!«, verlangte Zamorra. Angel kam in der Hypnose seinem Befehl nach. Sie konnte nicht anders. Sie musste ihm gehorchen. Er hatte ihren Willen dem seinen untergeordnet.

»Sag mir deinen Namen!«, befahl Zamorra.

»Angel Kovacs«, antwortete das Mädchen mit schläfriger Stimme.

»Wo wohnst du?«

Angel sagte es ihm.

»Wem dienst du?«

»Elias Keene und Sarra«, kam es prompt aus dem Mund des hypnotisierten Mädchens.

»Wie lautet dein Auftrag?«

»Ich soll dich töten.«

»Hast du mein Amulett genommen?«

»Ja.«

Ein seltsames Brausen füllte mit einemmal den Raum. Zamorra konnte sich vorstellen, was das bedeutete. Sarra hatte begriffen, dass es hier eine unliebsame Panne gegeben hatte. Es schien dem allgewaltigen Dämon nicht zu passen, dass Angel den Professor zu gründlich informierte, deshalb musste sich Sarra um das Mädchen kümmern.

Das Brausen verstärkte sich.

»Wo hast du mein Amulett hingetan?«, fragte Zamorra hastig. Er ahnte, dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb.

Das Brausen war nun schon so laut geworden, dass Zamorra das Atmen des Mädchens nicht mehr hören konnte.

Sie keuchte. Sie wollte antworten, weil Zamorras Geist ihr das befahl. Aber da war etwas, das sie störte, das sie ablenkte, das sie verwirrte.

»Wo ist mein Amulett?«, rief Zamorra aufgeregt.

»Es ist… Es ist …«

Zamorra spürte mit einemmal einen gewaltigen Sog. Er hatte mit seinem Willen den Willen des Mädchens niedergerungen. Seine hypnotische Kraft presste Angels Gesicht sozusagen auf den Boden.

Aber nun war plötzlich eine Kraft da, die um ein Vielfaches stärker war. Die Luft begann über Angel Kovacs' Kopf zu flimmern. Aus diesem geisterhaften Flimmern kristallisierte sich etwas Durchscheinendes heraus. Es nahm die Umrisse von Sarra, dem Dämon, an.

Der Spuk streckte seine Arme aus. Er fasste blitzschnell in Angels Kopf hinein. Es schien so, als würde er etwas an sich reißen. Gleichzeitig fühlte Zamorra einen wahnsinnigen Schmerz in seinem Kopf.

Er wankte benommen. Das Brausen nahm ein jähes Ende, auch das

Flimmern hörte auf. Der Spuk war vorbei. Und Professor Zamorra begriff, sobald der heftige Schmerz in seinem Gehirn nachließ, dass Sarra sich den Geist dieses Mädchens geholt hatte.

Angel hockte mit ausdruckslosem Gesicht vor ihm.

Glanzlose Augen starrten ihn an.

Dieses Mädchen war nur noch eine leere Hülle. Sie hatte keinen Geist und keinen eigenen Willen mehr. Sie konnte nicht mehr denken, nicht mehr reden, war ausgehöhlt und erledigt.

***

Es klopfte.

»Ja?«, rief Zamorra. Nicole Duval trat ein.

»Sag mal, Chef, wo bleibst du so…« Nicole unterbrach sich. Sie wies auf das gefesselte Mädchen. »Wer ist denn das?«

»Angel Kovacs.«

»Wieso hast du sie gefesselt?«

Zamorra erzählte seiner Assistentin, was geschehen war. Nicole schüttelte bestürzt den Kopf.

»Das darf doch nicht wahr sein. Dein Amulett ist weg? Was willst du ohne deinen silbernen Talisman machen, Chef?«

»Ich werde mich in das Haus des Henkers begeben«, sagte Zamorra grimmig.

Nicole riss bestürzt die Augen auf. »Chef, das ist Wahnsinn! Das ist Selbstmord!«

»Hast du einen besseren Vorschlag?«, fragte Zamorra ärgerlich.

Nicole wies auf Angel. »Du siehst doch, wozu Sarra fähig ist. Lass uns dein Amulett suchen!«

»Dazu ist keine Zeit mehr. Sarra hat genug Unheil angerichtet. Mir reicht es, Nicole. Ich werde einen Weg finden, ihn zu vernichten.«

»Und wenn nicht?«, fragte Nicole gepresst.

Zamorra legte ihr seine Hand zuversichtlich auf die Schulter. »Ich habe es bisher immer irgendwie geschafft. Mach dir um mich keine Sorgen.« Der Professor begab sich zum Telefon. Während er den Polizeinotruf wählte, sagte er zu Nicole: »Nimm Angel die Fesseln ab.«

»Ist das nicht gefährlich?«

»Überhaupt nicht. Sarra hat alles in ihr ausgelöscht. Sie hat keine Empfindungen mehr. Sie weiß vermutlich nicht einmal, dass sie hier ist.«

Nicole fing an, die Knoten zu lösen. Zamorra sprach von seinem Problem, sobald die Verbindung zustande gekommen war. Man verband ihn mit Inspektor Ron Torres. Zamorra wiederholte seine Meldung. Er erfuhr, dass sich Angels Bruder Mick gerade bei Torres befand, um seine Schwester als vermisst zu melden. Torres versprach, das Mädchen sogleich abholen zu lassen. Zamorra dankte und legte

den Hörer in die Gabel zurück.

»Du bleibst bei ihr, Nicole!«, sagte der Professor. Sein Ton war so gehalten, dass Nicole Duval wusste, dass jeder Widerspruch keinen Zweck hatte.

»Ich wäre schrecklich gern mit zum Haus des Henkers gekommen, Chef«, sagte sie zaghaft.

Zamorra schüttelte den Kopf. »Jemand muss auf Angel Kovacs aufpassen.«

Nicole nickte. »Das sehe ich ein.«

Zamorra verließ das Hotel auf dem schnellsten Weg. Ein Taxi brachte ihn zu jenem riesigen unkrautbestandenen Grundstück, auf dem das unheimliche Haus des Henkers hockte.

Fabian Granger, Henry Wayne, Mario Vadana und Bill Fleming warteten da auf Zamorra.

Granger grinste. »Sie haben wohl Ihr Amulett verlegt, wie? Nicht so schnell wiedergefunden, was?«

»Gar nicht wiedergefunden!«, gab Zamorra knurrend zurück.

»Wie kommt das?«, fragte Bill Fleming erschrocken.

Zamorra berichtete den Männern im Telegrammstil, was vorgefallen war. Fleming schöpfte mehrmals tief Luft. Zamorra schaute von einem zum andern.

»Was das für euch bedeutet, sollte jedem einzelnen jetzt klar sein!«, sagte der Parapsychologe ernst.

»Reden Sie weiter, Zamorra!«, verlangte Fabian Granger. Sein Gesicht zuckte nervös.

»Euer Abenteuer endet hier! An dieser Stelle! Nicht dort drinnen in diesem Spukhaus, klar?«, sagte Zamorra scharf.

Granger blies seinen Brustkorb auf.

»Moment mal, Zamorra. Es war abgemacht, dass wir alle gemeinsam in dieses Haus gehen!«

»Das ist richtig«, erwiderte Zamorra. »Aber da war noch vorauszusetzen, dass ich meinen silbernen Talisman mit in die Höhle des Löwen nehmen würde. Das Amulett hätte uns alle beschützt. Nun steht es mir aber nicht zur Verfügung. Das bedeutet, dass die Gefahr für jeden von uns unvergleichlich gestiegen ist. Deshalb werde ich allein in Keenes Haus gehen.«

»Und sterben, was?«, sagte Granger wütend. »Mann, Zamorra, Sie müssen sich helfen lassen.«

Der Professor zog die Mundwinkel nach unten. »Ich will Sie ja nicht beleidigen, Fabian, aber Sie wären da drinnen für mich alles andere als eine Hilfe.«

»Ohne Ihr Amulett sind Sie genauso wenig wie ich!«

»Das ist nur bedingt richtig. Ich habe Ihnen gegenüber immer noch einen Vorteil, der mir vielleicht hilft, das Abenteuer zu überleben!«

»Was für einen Vorteil denn?«

»Meine Erfahrung im Kampf gegen Geister und Dämonen. Sie haben nichts weiter zu bieten als Ihren gewiss sehr beeindruckenden Mut und Ihre lobenswerte Unerschrockenheit. Aber diese Dinge reichen bei weitem nicht aus, um einen Teufel wie Sarra aufs Kreuz zu legen!«

Granger rümpfte unwillig die Nase. »Es schmeckt mir nicht, dass Sie die Suppe, die wir eingebrockt haben, ganz allein auslöffeln sollen, Zamorra!«

Der Parapsychologe lächelte. »Ich bin es gewohnt, für andere den Kopf hinzuhalten, Fabian.«

»Wenn du Granger, Wayne und Vadana schon ablehnst, dann nimm wenigstens mich mit, Zamorra!«, sagte Bill Fleming jetzt ernst. Der Professor schaute den Freund durchdringend an. Bill fuhr fort: »Wir beide haben nicht erst einen Strauß Seite an Seite gegen Teufel wie Sarra ausgefochten. Ich gebe gern zu, dass ich nicht deine Erfahrung habe, aber ich habe weit mehr Erfahrung als Wayne, Granger und Vadana. Du kannst sicher sein, dass ich da drinnen keine Belastung für dich sein werde, sondern eine Hilfe!«

Granger nickte hastig. »Bill hat recht, Zamorra. Nehmen Sie wenigstens ihn mit.«

Der Parapsychologe seufzte. »Also gut, Bill.«

Als Zamorra sich umwandte, um das Grundstück des Henkers zu betreten, fragte Granger gepresst: »Können wir inzwischen wirklich gar nichts tun, Professor?«

»Doch. Eines könntet ihr tun«, gab Zamorra zurück.

»Was?«, fragte Fabian Granger.

»Haltet uns die Daumen!«

***

Als die Tür hinter ihnen mit einem satten Knall zufiel, saßen sie in der Falle des Henkers. Bill Fleming schaute sich verwundert um.

»Von außen eine verfallene Hütte!«, sagte er gepresst. »Und hier drinnen noch alles bestens im Schuss. Verstehst du das?«

Zamorra wies auf die Speere, die an der Wand hingen. »Nimm dir einen«, sagte er. Und er bewaffnete sich ebenfalls mit einer solchen Waffe. Mit klammen Fingern hielten die Männer den Speerschaft.

Bill Fleming eilte zu einem der Fenster und warf einen Blick nach draußen.

»Das darf doch nicht wahr sein!«, stieß er verdattert hervor. Hastig winkte er Zamorra zu sich. Sie konnten Granger, Vadana und Wayne nicht mehr sehen. Dafür aber entdeckten sie Leute, die nach der Mode von 1855 gekleidet waren.

Bill schüttelte verwirrt den Kopf. »Findest du nicht auch, dass die Sache immer verrückter wird?«

»Ich kann mir vorstellen, was hier gespielt wird!«, sagte Zamorra ernst. »Irgendeine Höllenmacht hat hier drinnen das Rad der Zeit zurückgedreht. Wir befinden uns in einem Jahr, in dem Elias Keene noch am Leben war.«

»Ausgezeichnet kombiniert, Professor Zamorra!«, hallte plötzlich die kräftige Stimme des Henkers durch das Haus.

Der weißhaarige Mann spielte mal wieder mit einer neuen Hanfschlinge. Mit schlurfenden Schritten kam er näher. Bill Fleming stockte der Atem.

»Wir schreiben das Jahr 1855!«, sagte Elias Keene.

»Ihr Todesjahr!«, stellte Zamorra fest.

Der Henker grinste und nickte. »Genau. Mein Todesjahr. Und das Ihre wird es auch sein, Zamorra. Ihres und das Ihres Freundes!«

Bills Mund trocknete aus. Gebannt starrte er auf die Hanfschlinge in den knotigen Händen des unheimlichen Alten.

»Asmodis hat das Rad der Zeit für mich zurückgedreht«, sagte Keene mit stolz erhobenem Haupt. »Diese Gnade lässt er nur wenigen Auserwählten zuteil werden. Ich habe ihm dafür versprochen, jeden zu vernichten, der dieses Haus betritt. Bis auf eine Ausnahme habe ich dieses Versprechen eingehalten!«

»Angel Kovacs war diese Ausnahme, nicht wahr?«, sagte Zamorra.

»Angel Kovacs«, nickte Keene. Sein Blick wurde stechend. Wütend schnaubte er: »Ich hätte auch sie töten sollen, denn sie hat kläglich versagt!«

»Sie hat alles versucht«, sagte Zamorra. »Aber ich war um eine Spur besser.«

»Was nützt Ihnen das jetzt noch?«, fragte der Henker mit verächtlich herabgezogenen Mundwinkeln. »Sie haben in dem Moment Ihr Leben verwirkt, als Sie mein Haus betraten.«

»Ist Sarra hier?«, fragte Zamorra mit belegter Stimme.

»Natürlich.«

»Wo befindet er sich?«

»Unten. Im Kellergewölbe. Ich werde euch beide töten und euch ihm opfern. Er wird sich schrecklich über Sie freuen, Professor Zamorra. Sie haben einen verdammt guten Ruf…«

»Bringen Sie uns zu ihm!«, verlangte Zamorra unerschrocken.

»Weshalb?«, fragte Keene.

»Ich will mit ihm reden!«

Keene lachte schnarrend. Bill Fleming schauderte.

»Denken Sie, Sie schaffen es, sich herausreden zu können, Zamorra?«, fragte der Henker spöttisch.

»Bringen Sie uns zu ihm?«, fragte Zamorra eisig.

Der Weißhaarige schüttelte energisch den Kopf. »Erst, wenn ich Sie getötet habe!«

Blitzschnell kam der Angriff.

»Bill!«, rief Zamorra warnend. Der Henker flog auf Fleming mit einer Geschwindigkeit zu, die man ihm nicht zugetraut hätte. Keenes Hände zuckten hoch. Im Anlegen von Hanfschlingen hatte er eine Übung, die sich über mehr als hundert Jahre erstreckte. Fleming ließ sich fallen. Er stach mit dem Speer zu. Aber die Spitze vermochte den Leib des Henkers nicht zu verletzen.

Keene lachte gellend auf.

Zamorra sprang den Alten von hinten an. Er legte seinen Speer waagerecht über Keenes Kehle. Mit großer Kraft stemmte Zamorra dem Alten sein Knie in den Rücken. Der Henker röchelte. Ein furchtbares Wutgeheul entrang sich seiner Kehle. Er warf sich nach vorn. Zamorra verlor urplötzlich den Boden unter den Füßen. Alles um ihn herum drehte sich. Der Professor wirbelte durch die Luft.

Dann kam der Aufprall. Er war schmerzhaft.

Bill jagte durch die Halle.

Der Henker hetzte ihm schreiend und mit wehender Schlinge nach.

Bill stolperte.

Zamorra kämpfte sich mühsam hoch. Er hatte das Gefühl, sein Rückgrat wäre zersplittert. Keene erreichte Fleming. Ein dämonisches Grinsen verzerrte seine Züge.

Jetzt konnte Bill nichts mehr retten. So schien es.

Der Henker spannte die Schlinge, mit der er Fleming töten wollte.

Er beugte sich schnell über Bill. Seine Hände schossen auf den Historiker zu. Bills Herz setzte einen Schlag aus. Schweiß brach ihm aus allen Poren.

Als die Schlinge über sein Gesicht gelegt wurde, packte ihn die Todesangst.

Plötzlich ertönte Lärm und Geschrei. Der Henker stutzte. Bill nahm seine Chance sofort wahr. Er kroch auf allen vieren von Keene weg. Der Henker richtete sich steif auf.

Es gab einen wummernden Knall. Bill Fleming fetzte sich angewidert die Hanfschlinge vom Hals. Er rannte zu Professor Zamorra.

Keene verfolgte ihn nicht mehr.

Fleming erreichte den Freund. Er blickte den Parapsychologen verständnislos an.

»Was geschieht jetzt?«, fragte er atemlos.

Zamorra umklammerte mit beiden Händen den Schaft des Speeres. Er trat ans Fenster. Dann warf er einen Blick auf den Henker.

Der wummernde Knall wiederholte sich. Immer und immer wieder zitterte er durch das Gebäude.

»Was ist das?«, fragte Fleming vollkommen verwirrt.

»Sie stürmen das Haus!«, sagte Professor Zamorra.

»Wer?«, fragte Fleming bestürzt. »Granger, Wayne und Vadana?«

»Nein.«
»Wer, Zamorra?«
»Die Leute aus dem Jahre 1855«, sagte Zamorra ernst. »Hier und heute erfüllt sich wieder einmal Elias Keenes Schicksal.«
»Das begreife ich nicht«, sagte Fleming aufgewühlt.
»1855 wurde Elias Keene von einigen beherzten Männern getötet«, sagte Zamorra. Er packte den Freund und zog ihn zum Fenster. »Da draußen sind diese Männer. Sie werden die Tür aufbrechen, werden Keenes Haus stürmen, werden den Henker töten, werden Sarras Statue aus dem Kellergewölbe holen, werden sie auf das Segelschiff bringen, werden mit ihr aufs Meer hinausfahren und den Dämon samt Schiff versenken.«
»Teufel noch mal, wieso kann der Henker dann aber immer wieder aufstehen?«, fragte Fleming verwirrt.
»Er hat mit Asmodis, dem Höllenfürsten, einen Pakt geschlossen. Der Satan dreht für Keene die Zeit immer wieder zurück. Dann lebt der Henker wieder ein paar Jahre. Und schließlich bricht wieder das Jahr 1855 für ihn an, kapierst du?«
»Dann stürmen diese beherzten Männer wieder sein Haus… Und alles fängt wieder von vorn an?«, fragte Bill benommen.
»Genau!«, sagte Zamorra. »Asmodis kann zwar das Rad der Zeit zurückdrehen, aber er kann es nicht anhalten. Und so muss Elias Keene immer wieder von neuem sterben!«
Mit einem lauten Knall sprang die Tür auf.
Die Männer stürmten schreiend in das Haus des Henkers. Zamorra und Bill Fleming waren für diese Leute nicht existent. Die Männer trugen eine Vielzahl von Dämonenbannern bei sich. Und in ihren Fäusten lagen geweihte Keulen. Damit schlugen sie nun erbarmungslos auf den Henker ein.
Keene wehrte sich heldenhaft.
Aber die geweihten Keulen brachten ihn zu Fall. Als die Männer dachten, der Henker wäre nicht mehr am Leben, stürmten sie weiter. Schreiend hetzten sie ins Kellergewölbe hinunter. Die Erde begann zu rumoren. Sarra setzte sich gegen seine Angreifer zur Wehr.
Doch die Männer hatten wirksame Waffen bei sich. Es gelang ihnen, den steinernen Dämon niederzuringen.
Kurz darauf schleppten sie das erstarrte Ungeheuer mit Triumphgeheul aus dem Haus.
Nun eilten Zamorra und Bill Fleming in den Keller.
Das Feuer der Hölle war erloschen. In einem großen Becken krochen wabernde Nebelschleier umher. Was es damit für eine Bewandtnis hatte, vermochte Zamorra nicht zu sagen. Er blickte auf die drei schwarzen Marmorstufen und konnte sich vorstellen, wo Sarras Standplatz gewesen war.

Plötzlich gerann Zamorra das Blut in den Adern. Er und Bill Fleming vernahmen ein schauriges Heulen.

»Was ist das?«, fragte Fleming schaudernd.

»Das ist Elias Keene!«, sagte Zamorra. Zwischen seinen Schulterblättern lag eine unangenehme Gänsehaut. »Die Männer haben einen großen Fehler gemacht!«, sagte der Parapsychologe plötzlich.

»Sie ließen von Keene ab, als dieser blutüberströmt auf dem Boden lag. Sie dachten, sie hätten ihn erschlagen, aber das war nicht der Fall. Hör es selbst, Bill. Keene lebt noch. Und in diesem Moment ruft er Asmodis um Hilfe an. Soll ich dir sagen, was dann passiert? Der Fürst der Finsternis wird erneut das Rad der Zeit zurückdrehen, und Elias Keene wird zwar sterben, aber gleich darauf wieder zu neuem Leben erwachen.«

»Kann man diesen dämonischen Kreislauf denn nicht unterbrechen?«, keuchte Bill Fleming atemlos.

Schaurig hallten die Rufe des sterbenden Henkers durch das Haus.

Plötzlich hielt im Kellergewölbe eine unglaubliche Kälte Einzug. Zamorra riss bestürzt die Augen auf. Jetzt glaubte er, vollends durch diesen Kreislauf des Grauens hindurchzusehen.

»Schnell, Bill!«, sagte er hastig. »Lauf hinauf zu Keene! Bring ihn zum Schweigen.«

Von einer Sekunde zur anderen stand plötzlich wieder Sarra auf seinem Platz.

»Siehst du?«, sagte Zamorra gehetzt. »Ich nehme an, dass Keenes Beschwörung in zwei Teile zerfällt. Zum ersten bittet der Henker den Fürsten der Finsternis, Sarra in dieses Kellergewölbe zurückzubringen. Und zum zweiten bittet Keene Asmodis, für ihn die Zeit zurückzudrehen. Mach, dass du zu Keene kommst. Er darf die Formel nicht zu Ende sprechen. Nur so können wir verhindern, dass der ganze Horror wieder von vorn anfängt!«

»Okay!«, stieß Fleming aufgeregt hervor. »Ich kümmere mich um Keene. Und was machst du?«

»Ich«, sagte Zamorra mit grimmiger Miene, »kümmere mich um Sarra.«

Bill hetzte die Stufen hoch. Keene sah schrecklich aus. Sein Gesicht war furchtbar entstellt. Er lag in einer riesigen Blutlache. Aber er hatte noch die Kraft, den Teufel zu beschwören. Fleming schaute sich zitternd um. Wie sollte er den schreienden Alten zum Schweigen bringen? Womit?

Es schien nicht mehr viel zu fehlen, dann war Elias Keene mit seiner Beschwörungsformel durch. Und dann würde ihn Asmodis zum x-tenmal zu einem neuen, unseligen Leben erwecken, und er würde wieder viele junge Menschen mit seiner verdammten Hanfschlinge

töten.

Das durfte nicht mehr geschehen.

Damit musste Schluss sein.

»Still!«, brüllte Fleming aus Leibeskräften.

Der alte Mann überschrie ihn. Da packte der Historiker den blutroten Mantel des Henkers. Er stopfte Keene den Stoff tief in den Mund…

Stille.

Elias Keene konnte mit seiner schaurigen Beschwörung nicht fortfahren.

Er starb eine Minute später.

Und Asmodis blieb seinem Hause fern…

***

Aber noch gab es Sarra. Der Dämon erblickte Zamorra, seinen Erzfeind, und sprang mit einem weiten Satz auf den Parapsychologen zu. Die steinernen Pranken schossen dem Professor entgegen. Zamorra parierte zwei gefährliche Hiebe mit dem Speerschaft. Dann brach das Holz. Sarra riss sein grässliches Drachenmaul auf und stieß ein schauriges Gelächter aus. Flammen flogen aus seinem Rachen. Die Augen des Untiers leuchteten wie glühende Kohlen.

Ein Hieb ließ Zamorra quer durch das Kellergewölbe segeln. Der Professor knallte hart gegen die feuchte Wand. Das stampfende Scheusal setzte sogleich nach.

Es sah nicht gut aus für Zamorra. In beiden Händen hielt er je eine Hälfte des zerbrochenen Schaftes. Die fauchende Bestie kam mit schweren Schritten auf ihn zu.

Es hatte nicht den Anschein, als könnte Professor Zamorra dieses Kellergewölbe auf seinen eigenen Beinen wieder verlassen. Der steinerne Unhold holte zum vernichtenden Schlag aus.

Zamorra stand wie gelähmt an der Wand. Zurückweichen konnte er nicht mehr. Er hatte nur noch eine Chance, wenn er blitzschnell nach links oder rechts wegsprang, sobald die Dämonenfaust auf ihn zusauste.

Buchstäblich in allerletzter Sekunde fiel dem Professor das größte Bannzeichen gegen alle Ausgeburten der Hölle ein: das Kreuz.

Blitzschnell bildete der Parapsychologe mit den beiden Schaftteilen ein Kreuz vor den glühenden Dämonenaugen. Sarra stieß sogleich ein wütendes Gebrüll aus. Er riss die Hände hoch und versuchte, seinen Drachenschädel vor Zamorras Kreuz zu schützen. Er wankte mit schwerfälligen Schritten zurück.

Zamorra kam von der Wand weg.

Zuerst wollte er die Bestie nur so weit zurückdrängen, um genügend Platz für die Flucht aus dem Haus zu haben.

Dann aber legte es Zamorra darauf an, Sarra zu vernichten. Der

Dämon wankte im Rückwärtsgang vor ihm her. Zamorra trieb das Scheusal auf jenes Nebel-Becken zu, in dem Elias Keene Gegenwart und Zukunft hatte erblicken können.

Der steinerne Unhold stieß mit den Fersen gegen die Beckenumrandung. Er kippte nach hinten weg und fiel. Mitten in die grauen Schwaden hinein. Seine Hände zuckten nach links und nach rechts.

Er wollte das Becken wieder verlassen. Dabei erwischten seine Finger jene Behälter, in denen Keene eine grüne und eine weiße Flüssigkeit aufbewahrt hatte.

Er riss beide Behälter um. Ein grüner und ein weißer Schwall schwappte in das Becken.

Und dann passierte etwas Ungeheuerliches: Sarras Körper geriet zwischen die urgewaltigen Kräfte der tobenden Wirrnisse von Gegenwart und Zukunft. Er brüllte in höchster Pein, wollte sich aus diesem alles vernichtenden Kampf zwischen heute und morgen retten, doch die entfesselten Zeiten zerrten ihn immer tiefer in sich hinein und zerrissen ihn schließlich vor Zamorras schockgeweiteten Augen.

Sekunden später glättete sich der Nebel. Er verflüchtigte sich.

Zamorra starrte in ein leeres Becken.

Sarra, der Dämon, war für alle Zeiten verschwunden.

***

Bill hob den Kopf, als Zamorra mit schleppenden Schritten das Kellergewölbe verließ. Er kniete neben einem Häufchen Asche.

Mehr war von Elias Keene nicht übriggeblieben. Ringsherum begann das Haus jetzt auch innen zu verfallen.

Der Spuk war zu Ende.

Sie traten nebeneinander aus dem Haus. Granger, Wayne und Vadana hatten von alldem nichts mitbekommen. Zamorra beneidete sie darum. Er fuhr mit Bill zur Polizeistation. Nicole Duval trat aus dem Gebäude.

»Angel Kovacs ist tot«, sagte sie. »Herzversagen.« Und sie nannte als Zeitpunkt von Angel Kovacs Tod jene Minute, in der Sarra von den Gewalten des zeitlichen Universums getötet worden war. »Nun wirst du dein Amulett nie mehr wiederfinden, Chef.«

»Sie hatte erdige Hände«, erinnerte sich Zamorra. Gemeinsam mit Bill und Nicole begab er sich zu seinem Hotel zurück.

Er fand die lederne Schatulle mit seinem silbernen Talisman in einem der Pflanzentöpfe auf dem Balkon.

Zamorra war froh, dass er sein Amulett wiederhatte.

Er wusste, dass er es noch oft brauchen würde.

ENDE